Nr. 8 | **Leipzig, den 23. Februar** | **1890**

Ausgabe am Donnerstag
Expedition: Königsstraße 20

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen

Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für die Gebildeten

Vierter Jahrgang

(Post-Zeitungsliste Nr. 1324)

Haltegebühr:
Vierteljährlich 2 Mark

Anzeigegebühr:
Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Inhalt: Die sieben Kreuzesworte: 1. Vater vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun — Ethische Fragen: 5. Die Notlüge — Das Christentum und die Langeweile: 3. Praktische Schlußfolgerungen — Anforderungen an eine Schul- und Familienbibel — Kaiserin Augusta: 1. Allgemeines und Politik — Professor Edwin Hatch in Oxford — Volksbühne und Nationaltheater: 3. Die Reformvorschläge — Verschiednes: Todesfälle; Eine „Neue Kirchliche Zeitschrift“; In der katholischen Paulinusdruckerei; Von der ehemaligen Freundschaft zwischen den Konfessionen; Aus Balthasar Schupps Ninivetischem Lustspiel — Quittung — Berichtigung — Anzeigen

Die sieben Kreuzesworte

1

Vater, vergieb ihnen; denn sie wissen nicht, was sie thun. Lukas 23, 34

Im Geiste folgen wir Dir nach,
Von Schmerz zu Schmerz, von Schmach zu Schmach;
Wir schaun zu Deinem Kreuz hinan
Und beten Dich mit Freuden an.

Das ist der Christen Wallfahrtslied in diesen Wochen. Wohl führt es uns in dunkle Nacht, die durch die Seele schauert. Aber Sterne leuchten mild und klar, niederstrahlend wie aus unermeßlichen Höhen, zeugend von einem ewigen Licht, das nicht verlöscht. Die Nacht ist Jesu Kreuzestod; die Sterne sind die Kreuzesworte. Erst jetzt, da die Nacht hereinbricht, leuchten sie auf. Nicht hat er vorher gestritten und sich verteidigt, um jetzt in Schweigen zu versinken: nun ist nichts mehr zu machen, die Sache ist verloren. Sondern vorher hat er geschwiegen, um nun zu zeigen, daß er noch immer am Werke ist, zu retten, was verloren ist.

Wie eine Strahlenkrone künden die sieben Worte die Majestät des Leidenden. Ein Wiederstrahl von ihnen aber leiht jedem Erdenleiden seine Majestät. Die „letzten Worte“ — sie sollen stets auch unsre letzten Worte sein in jedem Kampf; dann werden sies auch sein im letzten Kampf. „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte vergehen nicht.“ Sie werden einstmals auch die letzten sein, wenn die Welt aufschauend zu ihm im Sterben liegt. Wer so stirbt, der stirbt wohl. Lernen wir sie ihm nachsprechen, senken wir sie in unser Herz in dieser Passionszeit. —

Vater, vergieb ihnen. Das ist der erste Ton von seinen Lippen. Wie? in solchem Leiden, in solch verzweifelter Lage denkt er nicht zuerst an sich und seine Sache? sich abwendend, daß seiner Seele Frieden nicht gestört werde, von der rohen Umgebung?

Herz, wie hältst dus im Leiden? O, wie verführt es uns, ob wir auch nicht in Klagen uns ergießen, sondern stille tragen und, wie wir meinen, stark, nur an uns zu denken; wenn der Schmerz uns durchzuckt und uns so in jedem Augenblick an uns erinnert, wenn wir den andern doch nichts mehr sein, nicht mehr helfen können. Und wenn sie gar unser Leiden mit verschuldet haben, es uns wenigstens erschweren, die Dornen tiefer treiben, vielleicht nur aus Ungeschick und Unachtsamkeit, oder auch nur uns nicht die erwartete Teilnahme beweisen, wie leicht wendet sich das Herz — es ist im Leiden ja billig so empfindsam — dann von ihnen ab und zieht sich in sich selbst zurück, wenn es nicht gar grollt und sie der Strafe Gottes anheim giebt.

Ists nicht so menschlich, so natürlich, so verzeihlich? Und doch verzeiht es Gott nicht: Mutlosigkeit befällt uns wie Fieberfrost; tiefer schneidet der Schmerz ins Fleisch; brennend wird die Wunde, als wäre Schärfe hineingegossen; Einsamkeit zieht ihre Kreise durch die leere Luft wie ein Geier.

Wir schaun zu deinem Kreuz hinan. Vater, vergieb ihnen, klingts herab, ein hehrer Doppelklang! Welcher Gedanke war wohl der erste? welcher hat den andern gerufen? Wars die Liebe zu den Mördern, die dich zu dem Vater führte? Wars die Erhebung zum Vater, die dich für die Mörder beten lehrte? Beide in einem, einer den andern in sich tragend, stützend. Wer in der Liebe bleibet, der bleibet in Gott: das Mitleid mit den Verblendeten hat ihn über sich und seinen Schmerz zu Gott erhoben. Wer Gott liebt, hat die Brüder lieb: das Schauen nach dem Vater hat ihn in seinen Feinden Brüder sehen lassen.

Und das Auge der Liebe sieht scharf: Sie wissen nicht, was sie thun. Was sie thatsächlich thun, das wissen sie; sie wissen auch warum, in welchem Sinne sie es thun: er hat Gott gelästert. Aber sie meinen damit das Rechte zu thun; sie wissen nicht, daß sie das Schlechte thun, das Aergste, was je in dieser argen Welt gethan wird. Wahn blendet sie. Wüßten sie es, sie thätens nicht. O wunderbarer Glaube der Liebe! Und du hast recht. Wüßten sie es, um was sie sich betrügen, die andern Böses thun statt Gutes, die kalten Herzens lieblos leiden sehen, statt mitzuleiden weinend mit den Weinenden, wüßten sie es, wie manchen Quell des Segens sie mit rauher Hand zerstören, wie schwer sie selbst dabei gestraft sind und wie schwer sie noch darunter leiden werden, sie thätens nicht.

Nicht Groll verdienen sie, nur Mitleid. Da ist vergeben nur natürlich. Aber nicht genug! Nicht ruhen kann die Liebe, bis sie auch dem Heiligen, an dem sie sich versündigen, Vergebung abringt. Erst in solcher Bitte vollendet sich die eigne Versöhnlichkeit. Sie vergilt Böses mit Gutem.

Sie vergilt, und damit überwindet sie das Böse mit Gutem. In diesem Worte hat der ans Kreuz Geschlagne, der Unterlegne seine Feinde besiegt. Sie wollten sein Werk, das der Versöhnung galt, stören; gerade an ihnen vollendet er dies sein Werk in demselben Augenblick.

Doch ists nur ein Segen für andre, den solche Fürbitte erringt? Des Heilands Herz — wie mag es gejubelt haben mitten in den Qualen, da es so mit Gott um seine Feinde rang und den Sieg gewann? Und dein Herz? Wie wird es so still, der Schmerz so geweiht, wenn es liebend sich selbst vergißt und fürbittend den andern dient! Die Feinde wandeln sich dem Auge der Liebe in Brüder; Engel umschweben sie; reine, linde Friedensluft weht zwischen dir und ihnen.

Und wie leicht muß uns allen diese Bitte werden: Vater,

vergieb ihnen! Wie muß sie uns sich auf die Lippen drängen. Ist sie doch begleitet bei uns allen von der andern: Vater, vergieb mir; Brüder, vergebt mir; bittet für mich! Aber darum sei nicht bange, Herz! Wir schaun zu Deinem Kreuz hinan. Auch mich, auch mich schließt ein das Wort des, der die Welt in seiner Liebe umspannt, und das die Gewißheit der Erhörung in sich trägt: Vater, vergieb ihnen! v S

Ethische Fragen

5. Die Notlüge*)

Kant sagt:

Die größte Verletzung der Pflicht des Menschen gegen sich selbst, bloß als moralisches Wesen betrachtet [gegen die Menschheit in seiner Person] ist das Widerspiel der Wahrhaftigkeit..... Die Lüge ist Wegwerfung und gleichsam Vernichtung seiner Menschenwürde (Metaphysik der Sitten)..... Es ist ein heiliges, unbedingt gebietendes, durch keine Konvenienzen einzuschränkendes Vernunftgebot, wahrhaft zu sein (Ueber ein vermeintliches Recht, aus Menschenliebe zu lügen.)

Dem ist nichts entgegenzusetzen. Auch die Not, in der sich jemand befindet oder in die er geraten könnte, ist kein Grund zur Ausnahme hiervon. Eine solche würde schon dadurch verdächtig, daß es sich gar nicht bestimmen läßt, welche und wann eine große Not die Unwahrheit rechtfertigen lasse. Vielen scheint die kleinste Verlegenheit, vielleicht ein unbequemer Besuch, schon groß genug, um zu lügen.

Aber, möchte eingehalten werden, es kann doch nicht Unrecht sein, einen Jähzornigen, einen Wahnsinnigen, der das Leben eines andern bedrohend nach dessen Verstecke sucht, absichtlich auf eine falsche Fährte zu weisen, statt bloß schweigend ihm entgegenzutreten. (F. 2, 423.)

Auch scheinen folgende Bemerkungen nicht unrichtig:

Die ganze Fragestellung bei der Notlüge geht von der irrigen Voraussetzung aus, als ob die Pflicht der Wahrhaftigkeit und die Pflicht der Nächstenliebe mit gleicher schlechthiniger Geltung neben einander stünden. Von diesem Wahne, der nur auf außerchristlichem Gebiete eine gewisse Berechtigung haben kann, müssen wir uns vor allem losmachen. Es ist nicht wahr, daß es unter allen Umständen geboten sei, die Wahrheit zu reden, gleichwie es nicht wahr ist, daß die Nächstenliebe, so abstrakt genommen, die oberste Pflicht sei. Man kann sich durch rücksichtslose Wahrhaftigkeit versündigen, und man wird mit der Nächstenliebe nur dann eine Christenpflicht erfüllen, wenn diese Nächstenliebe in dem korrekten Verhältnisse zur Gottesliebe steht.... Daß die Wahrhaftigkeit einem scharfen Schwerte sich vergleicht, dessen ungeschickter Gebrauch verletzt, gegen die Nächstenliebe und folglich gegen die Gottesliebe verstößt, wer sollte das bestreiten? Nicht jeder hat Anspruch darauf, daß man ihm die Wahrheit sage, nach der er fragt — nicht jeder den Anspruch auf jegliche Wahrheit. Das Kind hat kein Recht, Dinge zu erfahren, die zu wissen ihm unzuständig oder nachteilig ist. Auch der Feind hat kein Recht auf die Wahrheit, der uns zum Nachteil unsers Vaterlandes ausforschen will.... Anders steht es mit einer kranken Mutter, die nach dem Befinden ihres todkranken Kindes fragt. Sie hat das Recht, darnach zu fragen, und man wird ihr die Wahrheit nicht vorenthalten dürfen. Hier darf man hoffen, daß Gott nachteilige Folgen solcher Mitteilung verhüten werde, zumal in kritischen Fällen Ungewißheit und Spannung oft schlimmer wirken als klare Einsicht in die Sachlage. (F. 2, 419. 421.)

In allen diesen Sätzen ist Richtiges und Falsches durcheinander gemengt. Man sieht ihnen bald den Mangel an Präzision und Klarheit an. Wie z. B. sollen die Pflicht der Wahrhaftigkeit und die der Nächstenliebe getrennt werden? Jene ist in dieser mitenthalten. Was soll es heißen: ein Recht haben und kein Recht haben auf Wahrheit? Das ist eine ganz unbestimmte und unbegründete Aussage in Bezug auf die angeführten Beispiele. Auf diese Weise wird das „Problem der Notlüge" (P. 542), das übrigens gar kein Problem ist, nicht gelöst.

Auch damit nicht, daß man darauf hinweist, „daß im wirklichen Urteilen die Möglichkeit der Notlüge einstimmig zugegeben werde und es nur unter den Moralphilosophen Leute gebe, denen die Sache bedenklich vorkommt" (P. 542. 543). Auf diese Weise schafft man allerdings alle Probleme mit der größten Leichtigkeit aus der Welt. Nehme man noch folgende Lagen an, in die ein Mensch kommen könnte:

Eine alte Frau ist allein zu Hause; ein paar Strolche dringen herein: sie hat die Geistesgegenwart den Namen ihres Mannes oder Sohnes zu rufen und täuscht dadurch die Einbrecher. Ein Mann, von einem Mörder nach dem Zufluchtsort seines Opfers gefragt, führt ihn mit falscher Auskunft irre und schickt ihn durch geschickte Täuschung der Polizei in die Hände. Etwas Aehnliches liegt im Kriege vor. Den Feind über die eigne Absicht, Aufstellung und Zahl zu täuschen, hat niemals einem Soldaten Gewissensbedenken gemacht. (P. 542. 543. 544.)

Vielleicht könnte für diese genannten Fälle der Satz angeführt werden:

Die objektive Verwerflichkeit der absichtlichen Täuschung beruht nur darauf, daß sie die Tendenz hat, Vertrauen zu zerstören und damit gemeinschaftauflösend zu wirken. (P. 544.)

Die Täuschung der Strolche, des Mörders, der Feinde im Kriege untergräbt kein Vertrauensverhältnis. Also ist hier die Lüge gestattet. Doch diese Auffassung ist noch zu eng, man muß sie erweitern.

In den angeführten Beispielen handelt es sich überhaupt gar nicht um Wahrheit, sondern um ganz andre, von den betreffenden Angreifern gesuchte Zwecke. Das ist das Eine. Es sind auch gar keine sittlichen Verhältnisse, die dabei in Betracht kommen, sondern das gerade Gegenteil davon. Das ist das Andre. Das Gleiche gilt in Bezug auf den Jähzornigen oder Geisteskranken, den man mit Bewußtsein täuscht. Da treten abnorme, krankhafte Zustände, pathologische Erscheinungen zu Tage, die einer besondern Behandlung bedürfen. Dieberei, Mord, Krieg sind ein Zurücksinken auf den unethischen Naturzustand, eine Auflösung aller ethischen Gemeinschaft von vornherein und lassen daher keine Anwendung von ethischen Gesetzen zu. Dem Mörder oder dem Kriegsfeinde die Wahrheit zu sagen, wäre die Auslieferung hohen ethischen Gutes an die rohe Gewalt zur Vernichtung und damit selbst gegen die Ethik. Darauf kommt es an, nicht auf die Tendenz dessen, der lügt oder die Wahrheit sagt.

Dem Kinde aber die Wahrheit einstweilen vorzuenthalten ist nicht gleichbedeutend mit Lüge und kann in einer die Wahrheit nicht verletzenden Form geschehen. Die Frage der todkranken Mutter nach dem Zustande des todkranken Kindes oder nach dem eignen wird ähnlich aufzufassen sein. Da handelt es sich nicht um dauerndes Verschweigen der Wahrheit, sondern um die rechte Art und Weise, auf die Wahrheit vorzubereiten. Weder Lüge noch rückhaltloses Wahrheitsagen würden hier am Platze sein. Die Abwendung nachteiliger Folgen aber in solchem Falle Gott zuzuschieben (F. 1, 421), kommt einer Versuchung Gottes ziemlich nahe. Ganz undeutlich ist „die Norm für das christliche Verhalten":

Daß der Wahrhaftigkeit im Verkehr des Christen mit seinen Mitchristen und Mitmenschen nur insoweit stattzugeben sei, als sie Bethätigung der aus der Gottesliebe stammenden Nächstenliebe sei." (F. 1, 420.)

Klarer und besser dagegen ist die allgemeine Regel:

Wo es dem Christen zur Wahl gestellt wird, ob er lieber Unrecht thun als Unrecht leiden wolle, ob er durch eine Sünde sich einem Uebel entziehen wolle, da giebt es für ihn keine Wahl. (F. ebenda.)

Durch Not wird keine Sünde, also auch die Lüge nicht entschuldigt. Sonst dürfte schließlich jede Versuchung als Not hingestellt werden. Notlüge ist Lüge und daher zu verurteilen. Dabei muß es bewenden. K

*) F. verweist auf Franks, H. auf Harms', P. auf Paulsens Ethik.

Das Christentum und die Langeweile

3. Praktische Schlußfolgerungen

Aber ist der Gegenstand nicht viel zu geringfügig, um darüber viele Worte zu machen? Nun, seitdem wir wissen, daß die Langeweile Sünde ist, darf sie uns nicht zu klein dünken, daß wir sie nicht zu bekämpfen brauchten. Aber auch abgesehn davon, ich hätte beinahe gesagt: die Langeweile ist eine Großmacht der modernen Gesellschaft. Eine Macht in ihr ist sie jedenfalls. Ein großer Teil des modernen Lebens bei den obern Zehntausend geht im Kampfe gegen sie auf. Das Bewußtsein des Mangels in unserm Gefühlsleben, das ihr zu Grunde liegt, sucht man dadurch zu stillen, daß immer neue Interessen geweckt werden, die Mittel sich mehren, die unser inneres Leben bereichern. Das kann bei edeln Naturen Gutes wirken. Man begreift sogar, wie Goethe die Langeweile als

Mutter der Musen feiern kann.*) Aber die große Masse denkt anders. Wie der Schmetterling von einem Blütenkelche zum andern fliegt, um überall zu nippen, so sucht „die Welt, in der man sich langweilt," im Fluge zu gewinnen und zu genießen. Die edelsten Blüten des menschlichen Geistes, die schönen Künste inbegriffen, sind dieser Sehnsucht dienstbar geworden, und leider merkt man darum an ihnen oft genug die Spuren dieser unwürdigen Knechtschaft. Die Zeiten, wo man wagen konnte, die Schaubühne als moralische Anstalt anzusehn, sind mit durch ihre Schuld vorüber; jetzt dient das Theater meist dazu, das leere Leben seiner Besucher auf wenige Stunden mit erborgtem Inhalte zu füllen. Eine Bildergalerie durchläuft man wie eine Promenade; man sieht viel und empfindet wenig. Die Wagnersche Musik, die, wenn ich sie recht verstehe, eine Weltanschauung predigt, kann wohl eine Zeit lang unverstandne Modesache werden, dauernd kann sie wohl eine „Wagnergemeinde" bilden, nie aber Gemeingut der Gesellschaft werden. Es sind die seltensten Reisenden, die sich alle Jahre wieder derselben Gegend freuen; selbst in die Erholung drängt sich die Sucht, stets zu wechseln. Sogar die Moden werden immer kurzlebiger. Oder, darf ich dem sittlichen Werte der Langenweile näher kommen, es ist eine von den psychologischen Feinheiten, an denen die „Briefe aus der Hölle" voll sind, daß der abgestorbne Briefsteller die Langeweile einer Genesungszeit zur Verführung eines Mädchens benutzt hat: nicht allein der Müßiggang, auch die Langeweile ist vieler Laster Anfang, so lange sich als bestes Mittel gegen sie nur die Zerstreuung darbietet. Man wird oberflächlich, vielleicht gemein, nur um die Einförmigkeit zu meiden**).

Das Christentum darf sich nie darauf einlassen, mit der Welt darin zu wetteifern, auf diese Weise die Langeweile zu besiegen. Nicht immer neue Interessen sollen erweckt, sondern die bestehenden verstärkt und vertieft, und wäre es nur ein bestehendes, dieses zum allbeherrschenden erhoben werden. Ich weiß, ich spreche hier etwas sehr Selbstverständliches aus. Fast wiederhole ich einen der Grundsätze einer modernen Pädagogenschule, die jetzt in weiten Kreisen als die allein weise machende gepriesen wird: aber nur die Form des Satzes deckt sich, der Inhalt ist anders gemeint. Ein Christ hat nur einen Lebensmittelpunkt, den Glauben; er hat nur ein zentrales Lebensinteresse, das religiöse, welches zugleich das sittliche ist; diesem dienen alle andern. Je mehr dieses nicht nur äußerlich in der Mitte steht, sondern das ganze Leben erfüllt, desto seltner werden die Zeiten und Stunden, wo die Langeweile uns ergreift. Seine Kräftigung ist das beste Mittel zu ihrer Ueberwindung. Man muß nur alle die kleinen und kleinlichen Dinge mit ihm in Verbindung bringen, dann knüpfen sich ganz von selbst von diesem Mittelpunkte aus zarte Fäden in unser ganzes Thun und Ruhn hinein, um ihretwillen wird uns alles wertvoll erscheinen. Man darf sich eben die Langeweile nicht durch Kurzweil vertreiben, sondern durch Wirken; die überschüssige Kraft darf nicht vergeudet werden, sondern genützt; dadurch allein wird sie wachsen. Wer es nur ernst nimmt mit seinem Christenberufe, der wird überall neue Anknüpfungspunkte der Arbeit an sich selbst und an den Brüdern finden, die ihm vollauf Beschäftigung geben, dem wird die Zeit nicht zu lang werden, sondern oft zu kurz erscheinen, der muß wirken, so lange es Tag ist, denn es kommt die Nacht, da niemand wirken kann.

Ich habe die Langeweile als eine Sehnsucht nach einem verlornen Reichtum zu begreifen gesucht; dann muß das Christentum sie besiegen können. Ist es doch ein Reichtum, der alles Sehnen stillt und alle Herzen befriedigt. Christus ward arm, auf daß wir reich würden, sein Evangelium muß auch diese Sehnsucht befriedigen können. Es hieße deshalb an seiner

*) In den Epigrammen, Venedig 1790, Nr. 27.
Doch von Göttern ist voll der Olymp; du kamst, mich zu retten, Langeweile! Du bist Mutter der Musen gegrüßt.

**) Nicht nur Goethe sagt:
Lose, faßliche Geberden
Können mich verführen;
Lieber will ich schlechter werden,
Als mich ennyuieren.

Vollgenügsamkeit zweifeln, wollte man hier auf andre Wege weisen. Aber man kann auch da deutlich erkennen, wie wenig sich oft Kirchentum und Christentum decken. Seitdem sich das Christentum auf dieser Welt häuslich eingerichtet hat, lebt es in steter Gefahr, auch von dieser Welt zu werden. Die Kirche muß mit weltlichen Mitteln arbeiten; darum muß sie sich aber doppelt hüten, zu einer Veranstaltung herabzusinken, die auch ihrem innern Wesen nach verweltliche. Weil sie in der Welt ist, beurteilt man ihr Wirken nach weltlichen Gesichtspunkten: das muß sie sich gefallen lassen, ohne sich diese selbst anzueignen. So ist die Langeweile auch für sie eine Macht geworden, mit der sie rechnen muß, doch ohne zu den weltlichen Mitteln ihrer Beseitigung greifen zu dürfen. Aber besonders in den Großstädten ist gerade in die Beurteilung kirchlicher Dinge jenes Streben nach Abwechslung, jene Sucht, immer Neues zu genießen, hineingedrungen, die ich vorhin als falsche Waffe gegen die Langeweile bezeichnet habe. Das Geschlecht der Athener, die auf nichts andres gerichtet waren, denn etwas Neues zu sagen oder zu hören (Apostelg. 17, 21), ist auch heute in der Kirche noch nicht ausgestorben. Darum kommen manche Kanzelredner — ein sehr häßliches Wort — in die Mode und aus der Mode, man hört nicht mehr Gottes Wort, sondern Konsistorialrat X und Hofprediger Y; und sind die großen Herren ins Bad gegangen, legt man die kirchlichen Nachrichten mit dem Seufzer weg: „Heute predigt keiner," eine Beleidigung für alle die „langweiligeren" Geister, die doch ebenso gut Gottes Wort predigen wie jene großen. Weil das jene großen „Kanzelredner" wissen, stehen sie in steter Gefahr, immer Neues, Interessantes suchen zu wollen, wenn es auch nicht die Sucht zu gefallen sein sollte, die sie dahin führt, sondern das Bestreben zu gewinnen. Es ist der größte Vorwurf, wenn man von einem Prediger sagt, er sei langweilig. Aber ist das nicht ein weltlicher Maßstab zur Beurteilung der Predigt des Evangeliums? Wenn ein Prediger nur den vollen Reichtum der Gnade Gottes predigt, kann er Christen nie langweilig werden. Es ist ja freilich möglich, daß der Mensch, der auf der Kanzel steht, durch seine Schuld den Reichtum Gottes nicht voll mitteilt oder gar nicht fähig ist, ihn andern zu offenbaren, — ich lasse dahin gestellt sein, ob er dann noch die innere Berechtigung zu seinem Amte besitzt —, erst dann darf man sich über seine Langweiligkeit beklagen. Aber nicht alles liegt am Prediger; oft haben auch die Hörer die Sehnsucht nach dem wahren Reichtum noch nicht, und darum bleiben sie entweder unbefriedigt oder sättigen sich an der schönen Form, dem guten Vortrage, der geistreichen Art des Redners. Sie fühlen sich erbaut und verlangen nichts weiter, das ist das Gefährliche an diesem Selbstbetruge.

Wollte nun die Kirche diesem falschen Bestreben vieler ihrer Glieder entgegenkommen, so würde sie darüber leicht ihren Beruf vergessen, und doch scheint es zuweilen so, als ob sie das in unsrer Zeit thäte. Wie viele Sonderveranstaltungen werden gemacht, um in die „Langeweile" der allsonntäglichen Gottesdienste Abwechslung zu bringen, allerlei Feste und Gelegenheitsgottesdienste veranstaltet, fremde Festprediger berufen, die dann ganz etwas Besondres bieten, — glücklicherweise ahmen wir den katholischen Fastenpredigern mit ihren manchmal sogar pikanten Sonderlichkeiten noch nicht nach, aber wir sind auf dem Wege dahin. Man kann es verstehen, wie der „Sorgenvolle" sich auch hierüber seine „Bedenken" macht.*) Gewiß ist es ein berechtigter Wunsch, zu vernehmen, wie sich die Predigt von dem einen großen seligmachenden Evangelium in verschieden veranlagten Individualitäten und den einzelnen Zweigen der Arbeit am Reiche Gottes ausgeprägt: aber steckt nicht auch oft der Ueberdruß dahinter, seine Seele mit dem „hausbackenen Brote" der Alltäglichkeit zu speisen, das doch gerade „am besten nährt," wenn viele solche besondere Veranstaltungen der gewöhnlichen Predigt vorziehn? Das Gemeindebewußtsein leidet stets unter dem Personenkultus.

*) Christliche Bedenken eines Sorgenvollen. Zweite Auflage, 1889, S. 29, 84 u. a. Wir kommen ausführlicher auf das Buch zurück.

D H

Es ist eine leider nicht wegzuleugnende Thatsache, daß die große Masse unsrer gebildeten Kreise das Verständnis für die Sonntagsliturgie verloren hat, darum erscheinen sie sogar oft nach ihr, denn sie wollen am Sonntag nicht Gottesdienst feiern, sondern eine Predigt hören. Die Liturgie ist ihnen zu langweilig. Zuweilen mag das an deren Formen liegen, die zu wenig Abwechslung bieten oder längst überlebte Gebete oder Gesänge festhalten, aber nicht immer; und doch zeigt sich auch dann das falsche Bestreben: man sucht die Langeweile aus der Kirche durch weltliche Mittel zu bannen, man strebt nur darnach, größere Abwechslung oder Belebung durch Musik und Gesang zu schaffen, und meint damit zu helfen, während es doch die erste Aufgabe der Kirche wäre, das christliche Leben der Gemeinde zu stärken, daß es in der Liturgie keine Zuhörer mehr giebt, sondern Mitbeter! Hätten wir mehr innerliches Christentum, würden die Gottesdienste von selbst aufhören, langweilig zu erscheinen, sie erfordern freilich eine teilnehmende, nicht eine gleichgiltige Gemeinde.

Alles Gemachte in unserm Christenleben bestraft sich dadurch, daß es unbefriedigt läßt. So ist es mit erzwungenem Kirchenbesuch, so ist es mit erzwungner Liebe, mit erzwungnen guten Werken, so ist es leider auch mit manchen Stiftungen der innern Mission, mit Vereinen und Versammlungen. Das Gewordene hat mehr Wert als das Gestiftete. Man hat Jünglingsvereine gestiftet, Jungfrauen-, Dienstboten-, Arbeiter-, Lehrburschenvereine; viele meinen, je mehr man damit thue, desto besser stehe es mit dem Reiche Gottes. Dabei hat man ganz vergessen, daß alle solche Vereine, wenn sie erst von kirchlichen Organen künstlich erweckt und geleitet wurden, Notbehelfe sind, Symptome der Krankheit unsers Volkslebens; es kann leicht etwas Gemachtes haben, wenn ein womöglich älterer Geistlicher Leiter eines Jünglingsvereins ist; es ist Unnatur, daß dafür besoldete Arbeiter der innern Mission freie Vereine leiten. Natürlich wäre es, wenn man keine „christlichen" Vereine brauchte, weil alle Vereine christlich wären; natürlich wäre es, wenn sich die Arbeiter oder jungen Männer selbst in Freundeskreisen zusammenschlössen; natürlich wäre es, wenn die Dienstboten zu Hause blieben oder sich meinetwegen in ihrer freien Zeit gegenseitig zusammenfänden, und keine besondern Vereine nötig wären, die sie in christlicher Zucht und Sitte erhielten. Die unausbleibliche Strafe, die sich stets einstellt, wenn man Gewächshauspflanzen züchtet, statt den Samen in das freie Land zu streuen, ist der Mangel an innerer Kraft, der sich hierbei einstellt. Oft genug nagt der giftige Wurm der Langenweile an den Jünglingsherzen in den Vereinen, die ihnen so nicht eine Förderung, sondern ein Hemmschuh selbständigen christlichen Lebens werden.*)

Aber ich werde polemisch, ich will hoffen, daß ich hier zu schwarz gesehen habe und mich lieber zu einem schöneren Ausblick wenden. Wir haben bisher von einer Sehnsucht nach einem verlorenen Reichtum nur Schlechtes hören müssen; es giebt aber auch eine edle Sehnsucht nach verlornem Reichtum, die dem Christenglauben durchaus nicht feindlich ist. Im Gegenteil, sie ist eins mit dem unbewußten Ahnen im Menschenherzen, das der Gnade Gottes den Weg bereitet. Der Mensch hat einst Paradiesesreichtum genossen, das kann er nicht vergessen, und darum wird ihm erst wohl, wenn er ihn wieder gefunden. Mag man über 1. Mose 2 denken wie man will, diese Wahrheit lassen wir uns nicht nehmen. Und ein Streben nach seliger Vollkommenheit, ein Verlangen nach dem vollen Reichtum der Ewigkeit ist auch dem Christen angeboren. Zwar hat David Friedrich Strauß den Himmel der Christen langweilig genannt: gerade dadurch hat er bewiesen, wie wenig er das wahre Wesen des Christentums verstanden hat. Es giebt ein seliges Heimweh der Kinder Gottes, und manchem frommen

*) Wo alle diese Vereine u. s. w. wirklich etwas Gemachtes sind, kann ich dem Herrn Verfasser nur beistimmen; darum soll man nicht so viel machen wollen, geschweige andere zwingen, auch zu machen; aber Gott sei Dank! viele solche Vereine und Werke sind doch das lebendige Erzeugnis christlicher Gesinnung und Gestaltungskraft. Und so bedenkliche Schatten der moderne Vereinsschwindel auch auf das christliche Gebiet hinübergeworfen hat, so möchte ich mir doch die Freude an blühendem christlichen Vereinsleben um keinen Preis verderben lassen. D H

Alten währt es gar zu lange, bis der Herr ihn abruft. Und ich meine beides Sehnen, jenes gemeine und dieses edle, ist dennoch stammverwandt. Deshalb gilt es nur überall, wo eine Sehnsucht nach einem verlornen Reichtume sich zeigt, weiter forschen und tiefer graben, bis edles Metall zu Tage tritt, bis das Heimweh erwacht, daß dieses uns endlich heimführe.

O B—r

Anforderungen an eine Schul- und Familienbibel

Der Widerspruch gegen eine Schulbibel ist oft ein Kampf gegen Windmühlen, die man sich selber baut, um dann gegen sie anzurennen. Man sucht sich und andre über Beschaffenheit und Sinn eines solchen Bibelauszuges zu täuschen. Man übersieht es vollständig, daß bei dieser Forderung in ihrer Liebe zu den Kleinen und Unmündigen sich Männer der verschiedensten Richtungen die Hand reichen, und gebärdet sich mitunter so, als ob die Schulbibel eine Domäne des unkirchlichen Liberalismus wäre, dem es nur darauf ankäme, bei dieser Gelegenheit die Wunder und Dogmen aus der Schrift herauszubringen oder etwa einen Kreuzzug gegen das Alte Testament zu unternehmen. Natürlich sind nicht allenthalben so viel Anmaßung und Oberflächlichkeit in der Polemik gegen die Schulbibel mit einander vereinigt, und die Einwendungen der Abgeordneten der Bibelgesellschaften spielen selbstverständlich in einer mildern Tonart. Damit aber von unsrer Seite die Auseinandersetzung noch weiter gefördert werde, sollen nun in diesem zweiten Artikel,*) so weit der Raum es gestattet, einige Anforderungen zur Sprache kommen, die an eine Schul- und Familienbibel zu stellen sind.

Zuvörderst möge negativ festgestellt werden, daß eine Behandlung der biblischen Geschichte, wie sie sich z. B. in Campes Jugendbibliothek findet, überhaupt nicht mehr vorkommt. Jene Zeit der Aufklärung ist ein für allemal vorüber. Auch der Liberalismus, der sich für diese Frage ernstlich interessirt, ist so kirchlich geworden, daß er nicht an die Herausgabe einer Schulbibel ohne Wunder und dogmengrundlegende Stellen (Dogmen selbst finden sich nicht in der Bibel) denkt, und jedermann weiß recht gut, daß ein Paul Bert als Kultusminister nur im katholischen Frankreich, nicht im protestantischen Preußen möglich ist. Also durch ein solches Schreckbild braucht man sich nicht bange machen zu lassen.

Gehen wir nun zur Sache selbst über, so ist die Beseitigung des moralisch und religiös Anstößigen die erste Bedingung. Was das heißt, dafür kann auf unsern ersten Artikel verwiesen werden. Wir protestiren aber noch einmal gegen die Unterstellung, als ob darunter irgend eine Schönthuerei mit der Sünde zu verstehen sei oder irgend eine Abschwächung des so dringend erforderlichen Kampfes wider die Sünden gegen das sechste Gebot. Daß man, wie auch Weizsäcker in seiner Uebersetzung thut, die Wörter „Hurerei" und „Hure" gelegentlich durch „Unzucht" und „Buhlerin" ersetzt, dagegen wird doch weder Kirche noch Schule etwas einzuwenden haben; es liegt aber daran nicht viel.

Auf Uniformität muß jedenfalls verzichtet werden, und das dürfte gerade im Interesse der Bibelautorität liegen. Wenn es denkbar wäre, daß im ganzen deutschen Vaterlande die Evangelischen über eine einzige Schulbibel einig würden, so könnten ängstliche Gemüter eine Konkurrenz zwischen beiden Bibeln befürchten. Wenn aber die Eine Vollbibel mehreren Schulbibeln gegenübersteht, ist die einzigartige Stellung der erstern nicht gefährdet. Die Forderung aber, mit der Einführung einer Schulbibel zu warten, bis sich etwa wie in der Sage über die Septuaginta alle, die an einer Schulbibel arbeiten, über einen und denselben Text geeinigt hätten, würde die ganze Sache ad calendas graecas vertagen. Wenn nur der Kern der Bibellehre nicht angegriffen und das Anstößige entfernt wird, könnten im übrigen verschiedne Schulbibeln neben einander in Gebrauch kommen, nur daß es sich aus ökonomischen Rücksichten empfehlen möchte, wenn die kirchlichen und staatlichen

*) Vergl. Nr. 6 dieses Jahrgangs.

Behörden jeder Provinz oder jeden Landes sich über eine bestimmte Ausgabe einigten, die sie für zur Einführung geeignet hielten. Dies beiläufig.

Die Notwendigkeit einer Schulbibel wurde u. a. durch die Unverständlichkeit kleinerer und größerer Abschnitte namentlich im Alten Testament begründet. Wie weit soll dieser Sichtungsprozeß gehen? Gerade im Interesse des Ansehens der heiligen Schrift ziemlich weit. Bei Hofmann und Völker hat die Arbeit im wesentlichen darin bestanden, das Anstößige auszusondern; das giebt dann aber nur so eine Ausgabe zum Brauche des Dauphins, noch keine eigentliche Schulbibel. Wenn nur einzelne Stellen ausgeschieden werden, sieht es aus wie eine Verbesserung der heiligen Schrift, und es könnte diese dadurch herabgesetzt werden. Eine wirkliche Schulbibel aber, die etwa um die Hälfte kürzer wäre als die Vollbibel, würde gerade bei gereiftern Christen das Verlangen wecken, die Bibel in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Die Idee einer Schul- und Familienbibel fordert aber auch schon an und für sich eine wesentliche Kürzung. Die Bibel soll den Weg zum Heil zeigen und ein Erbauungsbuch sein. Was diesem Zwecke dient, gehört in den Auszug hinein. Nun kann man ja in gewissem Sinn alles in irgend einen Zusammenhang zur Heilsgeschichte bringen. Wenn man aber, wie es eben erforderlich ist, auf das Verständnis von Kindern und einfachen Christen Rücksicht nimmt, so wird sich zeigen, daß recht viel sowohl aus den historischen wie aus den prophetischen Büchern herausgenommen werden muß, was durchaus entbehrlich ist, das Verständnis erschwert, die Erbauung hindert und dem Verlangen nach Beschäftigung mit der heiligen Schrift sich in den Weg stellt. So gern sich die Kinder von Simson erzählen lassen, welchen Gewinn sollte wohl das Glaubensleben aus der Lektüre dieser Abenteuer ziehen können? Inwiefern sollte wohl das Heilsleben durch die Geschichte der Esther gefördert werden, die, woran sowohl Hofmann in seiner Bibel wie Rektor Pansch in Buxtehude in einem Programm von 1887 erinnern, nach Luthers Ausspruch „zu viel jüdische und heidnische Unart hat“ und überdies den Namen Gottes nicht ein einzigesmal nennt? Was für wirkliche Erbauung soll denn aus dem Hohenliede geschöpft werden, dessen allegorische Deutung auf Christus und die Kirche, wie sie denn auch von Hofmann und Völker aufgegeben ist, man jetzt dem einfachen Christensinne nicht mehr wird aufzwingen dürfen, das aber nach seiner eigentlichen Bedeutung als die Verherrlichung einer in allen Versuchungen treu bleibenden Liebe mit seinem durch und durch orientalischen Kolorit doch wirklich keine passende Lektüre für unsre Kinder ist, erst recht nicht, wenn sie in der Religionsstunde behandelt werden soll. Wenn man nach dem Kanon der Erbaulichkeit und Verständlichkeit die meisten Bücher des Alten Testaments einem Sichtungsprozeß unterwirft, so wird das Schriftwort überraschend schnell den ersten Platz in der Reihe der Erbauungsbücher wiedererobern.

Dabei wird ein scheinbar nebensächlicher und doch sehr wichtiger Punkt zu beachten sein. Es läßt sich ja nicht leugnen, daß die Kapitelteilung des Kardinals Hugo von St. Charo in Verbindung mit der noch schlimmern Versteilung des Druckers Robert Stephan das Verständnis der Schrift und die Lust, sie zu lesen, nicht sonderlich gefördert haben. Es sind willkürliche, den Zusammenhang zerreißende Einschnitte. Auch ist es gewiß ein nicht geringes Verdienst Weizsäckers, das den Wert seiner vortrefflichen Uebersetzung des Neuen Testaments wesentlich erhöht, daß er sinngemäß in dreifacher Weise abgeteilt hat. Dennoch hat er die in der zweiten Auflage ganz weggelassene Kapitel- und Versteilung in der spätern Auflage, „vielfachen Wünschen Rechnung tragend,“ wieder hereingenommen. Noch weniger darf aber diese Einteilung in einer Schulbibel fehlen, deren Einrichtung sich insofern ganz nach der großen Bibel richten muß, daß jeder Vers gerade so aufgeschlagen und gelernt werden kann, wie die Kinder es bisher gewohnt gewesen sind, und daß der Uebergang von der einen Bibel zur andern durchaus keine Schwierigkeit macht. Es ist daher ein entschiedener, auch von Dr. von Schütz gerügter Mißgriff bei Hofmann, wenn er nicht allein die alte Einteilung in Kapitel und Verse beiseite läßt, sondern sogar anstatt der herkömmlichen Reihenfolge der biblischen Bücher im Alten und Neuen Testament eine ganz andre nach chronologischen Gesichtspunkten aufstellt.

In einem fernern Punkte muß ich nicht allein Hofmann, sondern auch von Schütz entgegentreten. Es hat ja etwas Verlockendes, in einer Schulbibel alle für die Schüler wünschenswerten Belehrungen anzubringen, und doch soll hier weise Maß gehalten werden. Man darf nicht die Schulbibel mit Bibelkunde verwechseln. Einleitungen zu den einzelnen Büchern und Briefen gehören nicht hinein. Einmal verträgt es sich schon nicht mit der Würde des göttlichen Wortes, daß solche Zusätze gemacht werden. Dann aber kommen wir auf dem Gebiete der Einleitungswissenschaft sofort in den Streit und Gegensatz der verschiednen wissenschaftlichen Ansichten über Entstehung und Verfasser der Schriften hinein, ein Thema, das in einer Schulbibel selbstverständlich nicht berührt werden darf. Es fällt mir nicht ein, das mit dem evangelischen Schriftprinzip notwendig verbundene gut protestantische Recht der Kritik des Kanons zu bestreiten. Die kirchliche Tradition auch nur in Betreff der Frage nach der Entstehung der biblischen Schriften für maßgebend zu halten, wäre katholisch. Im Interesse der Wissenschaft nicht allein, sondern auch der Kirche müssen die wissenschaftlichen Untersuchungen über den biblischen Kanon zu Ende geführt werden, ohne daß irgend ein kirchlicher Machtspruch sie beeinträchtigt. Unter dem leitenden Einflusse des heiligen Geistes werden wir hier auch jedenfalls zu einem Abschluß kommen; denn zwischen evangelischer Kirche und theologischer Wissenschaft kann es keinen dauernden Zwiespalt geben. Jetzt sind wir aber, mitten im Kampfe der Meinungen stehend, noch weit von diesem schönen Ziele entfernt und haben in der Einleitungswissenschaft eine Menge von subjektiven Ansichten, sowohl auf der Seite derjenigen, welche die kirchliche Tradition stützen, als auf der, wo man sie bestreitet. Diese Ansichten darf man aber unter keinen Umständen in eine Schulbibel hineintragen. Da kämen wir auf die allerbedenklichsten Konsequenzen. Sehen wir, wohin schon Hofmann gerät. Den zweiten Brief Petri erklärt er, freilich wohl mit der Mehrzahl der jetzigen Theologen, für unecht. Nachdem er nun in diesem Punkte die Berechtigung der Kritik anerkannt hat, spricht er bei der Einleitung in die Pastoralbriefe wieder davon, wie viel sie von der Ungunst der bösen Kritiker zu leiden gehabt haben, und ist imstande, zu behaupten, man müsse schon deswegen eine zweite römische Gefangenschaft annehmen, weil man sonst diese Briefe nicht unterbringen könne. Eine bessere Widerlegung des Prinzips, solche Einleitungen in eine Schulbibel hineinzubringen, sucht man wohl vergebens. Eine andre Frage ist es ja, wie weit ein Gymnasiallehrer etwa die Schüler der ersten Klasse in die Geschichte der ersten beiden Jahrhunderte nach Christo und in die damit verbundene Entstehung des Neuen Testaments einführen kann und soll. In eine Schulbibel aber, die ebenso gut in der Volksschule wie auf Gymnasien gebraucht werden soll, gehören solche Einleitungen nicht hinein.

Anders steht es mit den Kapitelüberschriften. Die überlieferten sind eine sehr mangelhafte Einrichtung. Abgesehn davon, daß keineswegs immer mit jedem Kapitel ein neuer Abschnitt beginnt — ein Uebelstand, den man dadurch als solchen anerkannt hat, daß man manchmal das eine Kapitel in das andre hineinschob —, erschweren diese Ueberschriften denn doch das richtige Verständnis der heiligen Schrift, namentlich des Alten Testaments, oft in der augenscheinlichsten Weise, indem sie mitunter, besonders in den Psalmen und Propheten und nicht zum wenigsten im Hohenliede, allegorisirend nach Weise der Alexandriner auf reine Spielerei hinauslaufen. Schon aus diesem Grunde ist die Beseitigung dieser Ueberschriften sehr wünschenswert, freilich nicht darum allein. Daß aber irgend welche Orientirung über den Inhalt der Schriftabschnitte nicht zu entbehren ist, das bezeugen eben diese Ueberschriften. So muß denn Besseres an ihre Stelle treten, und dieses Bessere besteht in einer fortgesetzten sachlichen Inhaltsangabe, die sich, im Einverständnis mit von Schützens Grundsätzen, auch in den meisten Schulbibeln findet. Ob es rätlich ist, diese Inhaltsangabe so sehr zu erweitern, daß ausführliche Dispositionen z. B. über das Leben Jesu, daraus werden, das fragt sich doch

schon, obgleich wir es hier mit dem prinzipiellen, die eigentlichen Einleitungen betreffenden Bedenken nicht zu thun haben. Allzu viele Zusätze verträgt das Bibelwort nun einmal nicht. Nichts zu erinnern dürfte dagegen sein gegen in Parenthese eingeschaltete oder unter dem Texte angefügte Erläuterungen schwieriger Wörter, und erst recht nichts gegen die Beigabe einiger Landkarten und Veranschaulichungsmittel, wie wirs schon in einigen englischen Bibelausgaben sehen.

Diese ziemlich weit abgesteckten Grundlinien werden hoffentlich auf Zustimmung in recht weiten Kreisen rechnen können. Uebrigens arbeitet man in der evangelischen Christenheit, wenn auch vielleicht ohne sich dessen bewußt zu sein, schon lange an einer Schul- und Familienbibel. In jeder Schule gebraucht man als ein Buch mit „Biblischen Geschichten" eine von allem Anstößigen gereinigte Verkürzung der Geschichtsbücher, und die Bibelkolporteure bieten mit gutem Erfolge Neue Testamente mit angehängten Psalmen zu Kauf. Warum soll es denn nicht erlaubt sein, die sonst großenteils unverständlichen und unbekannten Propheten durch eine angemessene Verkürzung und Verdeutlichung dem Volke zugänglich zu machen? Nimmt man aber diese drei Teile zusammen, was fehlt dann noch viel zu einer Schulbibel? Die Vorarbeiten für sie benutzen offenbar auch ihre Gegner.

Wenn man nun die jetzt vorliegenden Schul- und Familienbibeln mit einander vergleicht, so dürfte auf allgemeine Zustimmung wohl am ersten eine solche rechnen, welche die Glarner Bibel zu Grunde legte. Sie hat außer der unnötigen Verkürzung neutestamentlicher Schriften nur einen wesentlichen Mangel, dem sich aber leicht abhelfen ließe. Es ist ja die Art der Reformirten, daß sie bei ihrer Ueberschätzung des Schriftprinzips die Apokryphen unterschätzen; und doch entbehrt man ungern den Hauptinhalt der Makkabäerbücher, den Tobias und so manchen weisen Spruch aus Jesus Sirach.

Die Freunde einer Schul- und Familienbibel werden sich durch kein Hindernis bei ihrer Arbeit stören lassen, weil die Liebe zu Gottes Wort und zu ihrem Volke sie treibt, weil es darauf ankommt, dem verschmachtenden, der Bibel entfremdeten Volke, in das wir unsre Gebildeten durchaus mit einschließen, diese Quelle des Heils wieder zugänglich zu machen, weil es sich auch hier um eine Fortführung des Reformationswerkes handelt. Deswegen werden sie sich auch nicht im geringsten durch das Gerede hindern lassen, daß sie damit die Geschäfte der Katholiken besorgten. Duo cum faciunt idem, non est idem. (Wenn zwei dasselbe thun, ists doch nicht dasselbe.) Die Katholiken wollen im Interesse der Priesterherrschaft dem Volke das Wort der Wahrheit und die Heilslehre vorenthalten; wir wollen dazu helfen, daß der Weg zum Heil leichter gefunden werde als bisher, daß die Wahrheit der Schrift, durch kein Beiwerk gehindert, ihre ganze Kraft entfalten könne zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung und zur Züchtigung in der Gerechtigkeit.

Aufhalten läßt sich das Werk nicht mehr; es fragt sich nur, wie rasch und wie gut es gethan wird. Und da läßt es sich nicht leugnen, daß für die Beschleunigung der Arbeit wie für die Erreichung eines möglichst guten Ergebnisses die Hilfe der Bibelgesellschaften in hohem Grade erwünscht wäre. Wenn es nun auch zu bedauern ist, daß auf der Versammlung in Halle die Vertreter der verschiednen Gesellschaften sich noch nicht haben entschließen können, das Werk in die Hand zu nehmen, so haben die Herren ja doch anderseits die Bedeutung der angeregten Frage anerkannt, und wir wollen mit ihnen hoffen, daß „die bedächtige und vertiefende Arbeit der kirchlichen und pädagogischen Kreise die Frage nach der Notwendigkeit und zweckmäßigsten Gestaltung eines für die Schule bestimmten biblischen Lesebuchs (d. h. eben einer Schulbibel) klären und nicht allein deren Lösung vorbereiten," sondern in nicht zu ferner Zukunft — denn es ist Gefahr im Verzuge — wirklich lösen werde. W G

Kaiserin Augusta

Uebersicht: 1. Allgemeines und Politik; 2. Samaritertum; 3. Familienleben

1. Allgemeines und Politik

Ob der Mensch, dessen Leben abgeschlossen vor uns liegt, gekonnt hat, was er gesollt, ob er geworden, was hienieden zu werden er berufen war, und auf welchen Wegen er dem Ziele zugestrebt — in der Beantwortung dieser Fragen liegt das tiefere Interesse jedes treu nach dem Leben gezeichneten Charakterbildes eines Vollendeten, mögen die Geschicke, durch die er hindurchgegangen ist, schwere oder heitere, glänzende und weite Kreise berührende oder unscheinbare, in engem Raume verlaufende gewesen sein.

Von einer auf hohen, steilen, weithin sichtbaren Wegen wandelnden Frau, von unsrer verewigten Kaiserin Augusta, kann man sagen: sie hat es gekonnt, sie ist — so weit wir Menschen zu sehen vermögen — geworden, was zu werden sie berufen war, dank dem einheitlichen großen Zuge, der bei aller Mannichfaltigkeit ihrer Anlagen, Erfahrungen, Aufgaben und Absichten durch ihr Wesen und Trachten ging.

Hoheit des Sinnes und demütiges Pflichtgefühl waren von früh an ihr eigen; sie sah ihre fürstliche Geburt und Stellung als in Wesen und That zum Höchsten und Besten verpflichtend an.

Tochter des Herzogs Karl Friedrich von Weimar und Maria Paulownas, der majestätisch und landesmütterlich an der Seite des Gemahls waltenden Großfürstin, wuchs Prinzessin Augusta in streng gewahrter Ehrfurcht und in inniger Liebe zu den fürstlichen Eltern und in der Luft eines Hofes auf, der das Ideal deutscher Bildung noch in Goethe verwirklicht sah und bei freier und herzlicher Würdigung des Genius sich in den feinsten Formen aristokratisch gegliederter Kreise bewegte.

Von großer Zartheit der Selbstempfindung und des Mitgefühls, von lebhaftem, ja leidenschaftlichem Gemüt, zeichnete sich dennoch die Prinzessin durch Energie und Beharrlichkeit des Willens und frühe Selbstbeherrschung aus; ihre hohe Gestalt, ihre feinen Züge, ihr lebhaftes Auge entsprachen diesem Innenwesen. Als sie, achtzehnjährig, im Juni 1829 dem Prinzen Wilhelm von Preußen an den Berliner Hof gefolgt war, fragte man sich, ob eine der dort ihr begegnenden fürstlichen Frauen ihr an Gaben und an Wissensbildung gleich sei; der vielseitig angeregte Kronprinz und die nicht mehr jugendliche, patriotisch hochverdiente Prinzessin Wilhelm, Marianne, mochten am ehesten dem Zögling Weimars Verständnis entgegenbringen; um König Friedrich Wilhelm III. war es still und steif geworden.

Es ist bekannte und geschichtlich beglaubigte Thatsache, daß das Herz des damals zweiunddreißigjährigen Prinzen Wilhelm bei seiner Vermählung noch durch eine seine Jugendjahre erfüllende Liebe gehalten war, die dem Staatsinteresse geopfert worden. Die Herzenserfahrungen, welche daraus für die junge Gemahlin hervorgingen, sind, nachdem sie den Lebenslauf vollbracht hat, für uns vorzüglich durch die Wirkung bedeutend, die sie auf eine so starke, stolze, lautere, aber leidenschaftliche Natur üben mußten, auf eine Natur, die unter keinen Umständen von ihrer Höhe hinabzusteigen gewillt und fähig war. Näherstehende haben eine gewisse Verschleierung, einen gewissen, die Ausstrahlung des eigentlich Persönlichen zurückhaltenden Nimbus, der schon bei ihrem ersten Auftreten und weiterhin die in Wahrheit tief empfindende fürstliche Frau als kühl und unbewegt erscheinen ließ, aus dem Eindruck erklärt, den ihr zu unbegrenzter Hingebung fähiges und bereites Gemüt damals erfahren mußte. Auch ist wohl anzunehmen, daß frühes Erleiden und Entbehren, welches schwache Seelen müde zu machen pflegt, hier zur Entfaltung der vielseitigen und ungemeinen, zuweilen unruhigen Arbeitskraft und des lebhaften Wissensdranges beigetragen hat, der die Prinzessin auszeichnete; und wohl mag die stete Uebung ihres scharfen Fassungsvermögens ihr jenes, selbst von Staatsmännern bewunderte Orientirtsein in allen für das Gemeinwohl bedeutenden Verhältnissen ermöglicht haben,

das ihr mehr und mehr eigen wurde und bis zum letzten Erlöschen ihr eigen geblieben ist.

Schon als 1847, im preußischen Vereinigten Landtage die politischen Anschauungen der Auerswald, von Beckeraths, des Grafen Schwerin-Putzar und ihrer Freunde, besonders durch Georg von Vincke, zum Ausdruck kamen und auf den Rechtsboden der Verheißungen König Friedrich Wilhelms III. vom Mai 1815 gestellt wurden,*) war die Prinzessin Augusta mit jenen rechtlichen Anschauungen vertraut. Mit großem historisch geschultem Blick übersah sie alle die innern und äußern Vorgänge, die dem Verlangen nach rechtlich verbriefter und geordneter Mitwirkung der Staatsbürger an der Gesetzgebung zu Grunde lagen. Es war ihr klar, daß das Sträuben Friedrich Wilhelms IV., daß dessen romantische Anschauung von der alleinigen Verantwortlichkeit des durch Gottes Gnade zum König Geborenen gegen den Gang der Entwicklung des allgemeinen politischen Bewußtseins nicht behauptet werden dürfe und könne. In diesem Sinne sprach sie sich den als königstreu bewährten Führern der Mehrheit des Vereinigten Landtages aus, und diese gewannen aus den ihnen gewährten eingehenden Unterredungen mit der Prinzessin eine erhöhte patriotische Zuversicht.

Die Kaiserin aber ist den politischen Anschauungen der Prinzessin stets treu geblieben — bis zum Tode. Von welcher Bedeutung dieser klar begründete und unentwegt festgehaltene Standpunkt der Gemahlin für den Prinzen werden mußte, das kann nach den Einflüssen, die durch seine frühen und nahen Beziehungen zum russischen Hofe auf ihn geübt worden waren, nach seiner militärisch gearteten und durchgebildeten Persönlichkeit, aber auch nach der ihm grundeignen Rechtschaffenheit und schlichten Treue gegen das Königswort wohl ermessen werden.

Die allmähliche Entwicklung unsers konstitutionellen Lebens wurde durch die Revolution von 1848 unterbrochen.

So widerwärtig die von polnischen Agitatoren in Szene gesetzte sogenannte Märzrevolution in vielen ihrer Symptome — in der jeder tiefern Ursache entbehrenden Erhitzung der untern Volksmassen, in den einander überbietenden Forderungen der plötzlich entstandenen Volkstribunen, in den rohen Ausschreitungen gedungener oder aufgehetzter Banden — einer Frau von arglosem Vertrauen in die Mäßigung und Gutartigkeit einer zivilisirten Bevölkerung sein mußte: nie hat die Prinzessin von Preußen die von der revolutionären Bewegung rein sich abhebende nationale Tendenz verkannt; die Verwertung der allgemeinen Erschütterung für die Heilung unsrer von ihr tief empfundenen nationalen Gebrechen lag der Enkelin Karl Augusts**) am Herzen.

Als nach einem Jahre unermüdlichen Kampfes gegen die Gelüste einer einerseits rohen und unreifen, anderseits doktrinären Demokratie die Deputation der Frankfurter Nationalversammlung König Friedrich Wilhelm IV. um Annahme der deutschen Kaiserkrone zu bitten kam, fanden diese erlesenen Führer der erbkaiserlichen Partei, deren konservative, wenn auch im damaligen Sinne liberale Gesinnung außer Zweifel war, bei dem Könige und seiner Umgebung eine trostlose Unklarheit über das Recht und die Pflicht des mächtigsten reindeutschen Staates, die nationalen Kräfte zusammenzufassen und als Bundesstaat zu organisiren. Aufatmen aber durften jene Männer und neues Vertrauen fassen in die Mission der Hohenzollern, als sie vom Prinzen und der Prinzessin von Preußen empfangen wurden. Hier fanden sie ein Fürstenpaar, das klar und einig in der Erkenntnis und in der Empfindung seines Berufs für das engere und weitere Vaterland, die Bedeutung der Frankfurter Beschlüsse würdigte. Der Prinz wußte auch da, wo seine Aeußerungen den Herzenswünschen der Deputation entgegen waren, seine Ansichten so klar und schlicht zu begründen, daß er Hochachtung und persönliches Vertrauen einflößte; Bewunderung und Hoffnung aber erweckte das eindringende Verstehen der Arbeiten der National-

*) Verordnung vom 22. Mai 1815, welche die Berufung einer aus den Provinzialständen gewählten Repräsentation des Volkes verhieß.

**) Bekanntlich erkannte Herzog Karl August von Weimar bereits in dem von Friedrich dem Großen angestrebten deutschen Fürstenbunde eine Kernbildung deutscher Kraft und Selbstbehauptungsfähigkeit, und suchte ihn mit Eifer zu fördern.

versammlung, das volle Vertrautsein mit dem Gange der dortigen Verhandlungen, welches die Prinzessin an den Tag legte; sie zeigte, daß sie den Wert der politischen Ueberzeugungen kenne, die zu dem Beschlusse geführt hatten, Preußen die erbliche Kaiserkrone anzubieten.

Mit schmerzlicher Mißbilligung — es konnte nicht anders sein — mußte diese Prinzessin das Zurückweichen Preußens von den nationalen Ansätzen der Jahre 1849 und 1850, die reumütige Unterwerfung des hohenzollernschen Standpunkts unter den habsburgischen erblicken, die sich im Jahre 1850 vollzog, wenn sie auch bei ihrem scharfen Durchschauen der Elemente der damaligen Regierung einen matten Ausgang vorausgesehen hatte.

Auch in der Kirche gediehen unter dem Gestirn Friedrich Wilhelms IV. rückläufige Tendenzen; man versuchte durch kirchliche und auch nichtkirchliche Behörden und Hochbeamtete die vielgestaltige, aber doch lebendige Entfaltung, zu der seit Schleiermacher das religiöse Bedürfen und Suchen in weiten Kreisen hinstrebte, niederzuhalten und einzuengen; für die höhern Verwaltungsstellen wurden Männer bevorzugt, deren kirchliches Bekenntnis und Verhalten der orthodox-pietistischen Richtung des Königs entsprach: ein solcher war Herr von Kleist-Retzow, der Oberpräsident der Rheinprovinz in den fünfziger Jahren, während welcher Prinz und Prinzessin von Preußen in Koblenz residirten.

Prinzessin Augusta galt den herrschenden Kreisen so wenig für kirchlich als für politisch korrekt; der Gegensatz ihrer Anschauungen zu denen des Herrn von Kleist-Retzow blieb nicht verborgen; die Hemmung, die damit für ein humanitäres Wirken in der Provinz gegeben war, wie es dem großen Sinne der Prinzessin entsprochen haben würde, ist selbstverständlich.

Nicht zu hemmen und nicht zu hindern aber war, daß ihre und des Prinzen Personen und Gesinnungen den durch das herrschende System Zurückgedrängten Hoffnung und Vertrauen einflößten, daß damit die Antipathie sich milderte, mit der immer noch Charakter und Blut des Rheinlandes, insbesondre bei der damals von Berlin ausströmenden Luft, die Zugehörigkeit zu Preußen empfand.

Auch gab die Muße des Koblenzer Aufenthalts dem nie rastenden Geiste der Prinzessin Raum, den politischen Horizont zu beobachten, sich in Kenntnis des innern nationalen Lebens, der geistigen Strömungen auch des Auslandes zu halten, die sich in publizistischen Werken und andern an die Oeffentlichkeit tretenden oder an die Prinzessin persönlich sich richtenden Aeußerungen kundgaben. Daß ihr Gemahl in absehbarer Zeit zur Nachfolge Friedrich Wilhelms IV. berufen sein würde, war bei dem mehr und mehr sich entwickelnden Hirnleiden des Königs seit dem Jahre 1855 nicht zu bezweifeln. Wie hätte Prinzessin Augusta dem Throne entgegengehen mögen, ohne sich mit dem Gebiete vertraut zu machen, das an der Seite des Gemahls mit königlichem und mit weiblich verständnisvollem Blick überschauen zu können, einer Fürstin von ihren Gaben und ihrem Charakter Gewissensangelegenheit sein mußte!

So kam es, daß politisch geschulte Männer, die den regierenden Kreisen nahestanden, bereits während der ersten Regierungsjahre des Königs Wilhelm dem Bescheidwissen der Königin im Gebiete des Staatslebens, ihrer Fähigkeit, weitverzweigte politische Beziehungen zu umfassen und klar zu legen, aufrichtige Bewunderung zollen konnten.

Unablässig wachte ihr Auge über dem Thun und Lassen der Regierung, über den Stimmungen der Bevölkerungen in Nähe und Ferne, über den Absichten der befreundeten und der gegnerisch gesinnten Höfe. Keine Voreingenommenheit, kein Standes- oder Stellungsvorurteil trübte ihren Blick.

Aber ihr politisches Temperament war nicht zu rücksichtslosem Wagen, zu sanguinischem oder optimistischem Hoffen geneigt, vielmehr zu Sorge und Vorsicht, sowohl den innern Bewegungen als dem Auslande, dem deutschen wie dem französischen, gegenüber. Sie war keine Königin Elisabeth, keine Katharina II., ihr politisches Empfinden und Wünschen war weiblich; die Tendenz des Verhütens, des Ausgleichens, des Versöhnens entsprach ihrem landesmütterlichen Verantwortlichkeitsgefühl; Er-

haltung des innern und des äußern Friedens lag ihr am Herzen.

Wohl möglich, daß durch diese Disposition der Gemahlin, deren Einsicht er mehr und mehr hochschätzen gelernt hatte und deren Gewissenhaftigkeit sich keinen Schritt zur Geltendmachung ihrer Ueberzeugungen erließ, dem Könige und später dem Kaiser Entschlüsse erschwert oder erschüttert worden sind, die er zu fassen hatte, seit Bismarck am Steuer saß.

Diesen gewaltigen Staatsmann zur Seite, hat unser erster Kaiser drei Kriege zu führen gehabt, um das innere Ausland zu besiegen und um Deutschland im Norden und Westen, gegen Dänemark und gegen Frankreich, verteidigungsfähige Grenzen zu geben, wodurch es zum starken Hüter des Friedens geworden ist. Die beiden ersten dieser Kriege, 1864 und 1866, waren in Vorbereitung und Folge von den schwersten diplomatischen Verwicklungen begleitet, von Konflikten zwischen der Pflicht der nationalen Selbsterhaltung und der Bundesgenossentreue. Die Unvermeidlichkeit großer Waffenentscheidungen voraussehend, hatte der König auch den innern Frieden aufs Spiel setzen müssen: das von ihm vorgefundene und angenommene Verfassungsrecht kam in Widerstreit mit den Machtbedingungen des Staates. Der König hatte zu wählen; schwere innere Krisen waren zu überwinden, ehe der Erfolg der Wahl Recht gab, die er getroffen. Endlich währte durch mehr als ein Jahrzehnt seiner Regierung ein kirchenpolitischer Kampf, wenn auch nicht auf Leben und Tod, doch unter gegenseitiger Verwundung und Erbitterung.

Bei diesen Stürmen, deren Heraufziehen ihr aufmerkender Blick gewahren mußte und während deren jede Segelstellung, jede Kursveränderung ihr kund wurde, stand die Gemahlin an der Seite des Herrschers mit einem Herzen, das vor jedem das Schicksal herausfordernden Entschlusse bangte, voll weiblichen Abscheus vor jeder gewaltsamen, vor jeder blutigen Entscheidung. Wie hätte es anders sein können, als daß sie, der ein fast nervöses Verantwortlichkeitsgefühl nicht erlaubte, sich bei passivem Verhalten zu beruhigen, in allen kritischen Lagen wenigstens ihre Argumente zu Gehör zu bringen versuchte? Auch wurde sie stets von einem gleich empfindenden Chor von Flehenden bestürmt, deren Wünsche an höchster Stelle geltend zu machen.

Nie hat man aber gehört, daß die Kaiserin schmollend zur Seite getreten wäre, wenn ihr Gemahl und Herr eine noch so sehr ihren Wünschen entgegengesetzte Entscheidung getroffen hatte. Wunden zu heilen, wo der Kaiser das Schwert gebraucht, zu versöhnen, wo die Politik gekränkt und getrennt hatte, die Personen zu trösten, wo in der Sache nichts zu ändern war, das hielt die Kaiserin für ihr Recht und für ihres Amtes.

In dieser ihrer Auffassung liegt der Hauptschlüssel für ihr so oft gedeutetes, besonders von den Protestanten der Rheinprovinz übel empfundnes Verhalten zu den Katholiken. Man ist so weit gegangen, zu fabeln, sie sei nicht abgeneigt gewesen, zur katholischen Kirche überzutreten. Doch wird niemand, am wenigsten einer der allgemein bekannten evangelischen Geistlichen, die jahrelang der Kaiserin nahe gestanden haben, je darüber in Zweifel gewesen sein, daß sie eine Frau von ernster, tiefer, grundlegender Religiosität protestantischen Charakters sei.

Am wenigsten konnte Kaiserin Augusta als eine Fürstin, die völlig wußte, auf welchen geschichtlichen Grundlagen die Stellung Preußens und des Thrones der Hohenzollern beruhte, und die nie vergessen hat, daß sie in ihrer Person diesen Thron und dieses Fürstenhaus zu repräsentiren habe, an einen Wechsel des Bekenntnisses denken.

Dagegen erklärt wohl bereits die Achtung der verewigten Kaiserin vor jeder religiösen Ueberzeugung, die religiöse Duldsamkeit, welche ihrer Einsicht in die Natur des Glaubens entsprach, ihr — man kann sagen — frommer Abscheu vor jeder Kränkung eines wie immer gestalteten Glaubenslebens, ihr landesmütterliches Herzensbedürfnis, Vertrauen einzuflößen und jedem gerecht zu werden, ihre sogenannten Sympathien für die ihrer Ansicht nach in ihrem Glaubensrecht geschädigte katholische Bevölkerung und ihre thatsächliche Begünstigung auch katholischer Körperschaften und Institute. Auch entspricht es wohl ihrem Sinn für Majestät und Machtentfaltung, ihrer Ehrerbietung für historisch Gewordnes und Behauptetes, ihrem Konservatismus im weitesten Sinne, wenn wir annehmen, daß ihr die katholische Kirche als sichtbare Repräsentation des Reiches Gottes Gegenstand einer edeln Scheu gewesen ist, mit der sie zu den ungemessenen Schmähungen, die diese Kirche vielfach erfuhr, in scharfem Gegensatze stand. Vielleicht beurteilte sie auch die Menschennatur dahin, daß der weihevolle Schmuck, dessen sich der katholische Kultus bedient, daß die sichtbaren Zeichen des Glaubens, die er in jede Hütte dringen läßt, daß überhaupt die jedem Katholiken sich entgegenstreckende führende, helfende, strafende Hand der Kirche die Beziehung der Menschen auf das Göttliche lebendig zu erhalten geeigneter sei als die geistigere und weniger geschlossene Art der evangelischen Kirche. Wenigstens konnte solche Auffassung nicht irgend welche Erschütterung des Verhältnisses des katholischen Volkes zu seiner Kirche gutheißen.

Die Maigesetze konnten der Kaiserin noch Bedenken andrer Art einflößen. Vielleicht sah sie bei ihrer Kenntnis der katholischen Kirche und ihrer politischen Maximen voraus, daß die preußische Regierung genötigt sein würde, einige Schritte zurück zu thun. Auch durchschaute sie wohl die Schwierigkeit, welche die Regierung haben werde, für so eingreifende und ins Herz der katholischen Bevölkerung einschneidende Maßregeln, wie die Maigesetze sie herbeiführen mußten, überall die geeigneten Organe, die hinreichend gebildeten und humanen Beamten zu finden.

Von Personen, die in den Gang und Verlauf der kirchenpolitischen Krisis nähern Einblick gehabt haben, wird versichert, daß das gesamte Verhalten der Kaiserin in dieser Frage die Brücken erhalten und gebaut habe, die im Interesse des religiösen Friedens betreten zu können wir schließlich froh sein mußten.

Ch M D

Professor Edwin Hatch in Oxford

Was aus der englischen Kirche zu uns herüberdringt und zur Kenntnis weiterer Kreise des deutschen Publikums kommt, das sind in der Regel vereinzelte Nachrichten über diese oder jene religiösen Absonderlichkeiten, insbesondre über ritualistische Verirrungen und romanisirende Neigungen. Der ziemlich allgemeine Eindruck bei uns ist, die Kirche Englands sei in einer steten, nahezu unaufhaltsamen Bewegung rückwärts, romwärts begriffen. Zum Glück steht aber jener romanisirenden Richtung innerhalb der englischen Kirche auch eine andre, eine germanisirende gegenüber, vertreten durch Männer, die unbeschadet der begeisterten Hingebung an die eigne Nation und Kirche doch in lebhaftem Verkehr mit deutscher Bildung und Wissenschaft sind, die ein volles Bewußtsein davon haben, wie wichtig es für die englische Eigenart ist, eine Ergänzung und ein Korrektiv zu suchen in der kräftigen Mitarbeit an der wissenschaftlichen Theologie, die den von Gott geschenkten Vorzug und Ruhm des deutschen Protestantismus ausmacht. „Der deutsche Gedanke," sein Eindringen in die englisch-schottische Theologie, die Stellungnahme zu ihm, das sind Dinge, die drüben über dem Kanal in den Kirchenzeitungen viel erörtert werden. Ein rühmlicher Vertreter dieser germanisirenden Richtung war der leider viel zu früh verstorbne Hatch.

Es sei mir gestattet, mit ein paar Worten von einer zufälligen Begegnung zu erzählen, die ich mit dem Entschlafenen hatte. Es war im Sommer 1874, daß ich in einem Gasthof zu Salzburg auf den Stellwagen wartete, der nach St. Gilgen am Wolfgangssee fahren sollte. Bald fiel mir ein Herr ins Auge, ein Mann von feiner, anziehender Gestalt, mit einem ungewöhnlich geistvollen Gesicht; er übte dasselbe Geschäft des Wartens, aber mit bewundernswerter, regungsloser Geduld. Sein Aeußeres ließ auf einen Geistlichen schließen; ich redete ihn an, und er stellte sich vor als Edwin Hatch, Vizeprinzipal von St. Mary Hall in Oxford. Mein Englisch, sein Deutsch, beides war gleich unvollkommen; aber wir ließen uns nicht mehr los. Er hatte bald die Liebenswürdigkeit, zu sagen: „Für den

Engländer ist es notwendiger, das Deutsche zu lernen, als für den Deutschen das Englische." Bald ergab auch die Unterhaltung, daß er Zellers Griechische Philosophie, Kuno Fischer u. s. f., alles Bücher, die uns württembergische Stiftler in den philosophischen Semestern viel umtreiben, vortrefflich kenne. Wir fuhren zusammen nach St. Gilgen, bestiegen noch im Abenddunkel den Schafberg und genossen andern Tags den Sonnenaufgang. Es war ein herrlicher Morgen. Leuchtend stieg die Sonne am klaren Himmel auf. Zu den Füßen des jäh abfallenden Berges strecken sich wie glänzende Strahlen die Seen ins Land; drüben grüßen die schneebedeckten Alpengipfel herüber. Die Masse der Touristen zerstreute sich rasch; wir beide suchten eine geschützte Ecke auf, genossen in Muße die prächtige Gotteswelt, die vor uns ausgebreitet lag, plauderten über dies und das und tranken schließlich ein gutes Glas Vöslauer auf das gemeinsame Wohl von England und Deutschland. Dann gings den Berg hinab, hinüber zum Mondsee, von da zum Attersee, und hier trennten sich unsre Wege. Hatch holte die Schreibmappe hervor, um eine Korrespondenz für die University Gazette zu besorgen, deren Redakteur er war; ich fuhr den Attersee entlang, um über Vöcklabruck nach Salzburg zurückzukehren.

Im Sommer 1876 sahen wir uns noch einmal; ich machte von London aus einen kurzen Besuch in Oxford. Auf die liebenswürdigste Weise begrüßte mich Hatch in den altertümlichen Räumen von St. Mary Hall und geleitete mich den Tag über zu den verschiedenen Sehenswürdigkeiten der ehrwürdigen Universitätsstadt, die mit ihren Klöstern und Hallen sich ausnimmt wie ein leibhaftiges Stück Mittelalter.

Zu meiner Beschämung muß ich gestehen: ich hatte damals noch keine Ahnung, wie kostbar die Zeit war, die mir der treffliche Mann widmete. Es war erst anfangs der achtziger Jahre, daß Hatchs Name in den theologischen Blättern Deutschlands genannt wurde. Bald war es ein bedeutsamer Artikel, den er für die Encyclopaedia Britannica bearbeitete, z. B. über den Apostel Paulus; bald waren es kirchengeschichtliche Vorträge, in denen neue Gesichtspunkte geboten wurden. Am bekanntesten wurde Hatch durch sein Buch über die Gesellschaftsverfassung der christlichen Kirchen im Altertum, das 1883 in deutscher Uebersetzung erschien. Muß es dem Buche schon als rühmliche Empfehlung dienen, daß es von keinem Geringern als Harnack übersetzt wurde, so hat der letztere noch ausdrücklich bezeugt:

Es dürfte wenige Arbeiten geben über die Geschichte der alten Kirche, deren Studium dem Lernenden sowohl als dem Gelehrten so förderlich sein könnte, wie die Beschäftigung mit diesen Vorlesungen.*)

Uns Deutschen mag das Thema ein sehr entlegnes, den lebendigen Interessen der Gegenwart völlig fremdes scheinen. Anders in England, wo nicht bloß „in früherer Zeit die Frage der Kirchenverfassung Königreiche geteilt, ganze Dynastien entthront und Theologen zu Märtyrern gemacht hat," sondern wo heutzutage noch für viele treffliche, eifrige Glieder der Kirche die Gemeinschaft mit Christus geknüpft ist an die Gemeinschaft mit den Bischöfen als Nachfolgern der Apostel. Der Frage näher zu treten, giebt ohnedies die Gegenwart dringende Veranlassung.

Heute, sagt Hatch, am Schluß des neunzehnten Jahrhunderts finden wir die christliche Gesellschaft unter lauter neuen Bedingungen. Neu sind die Zustände auf dem Gebiete der Erkenntnis, und neu sind die sozialen Zustände. Die Frage, die eine Antwort erheischt, und der man nicht entrinnen kann, ist, wie vieles von den Formen, die sich unter den andersartigen Bedingungen früherer Zeiten entwickelt haben und für sie heilsam gewesen sind, jetzt aufrecht erhalten oder freigegeben werden müsse. Die Möglichkeit muß ins Auge gefaßt werden, daß die geistigen Kräfte der zivilisirten Welt gegen das Christentum sich ins Feld stellen, wie sie einst demselben günstig waren, und daß die sozialen Kräfte, welche neue Kombinationen in der Gesellschaft hervorrufen, dies in einer Weise thun, die das Christentum ausschließt. Die Kirche Christi ist auf diese Möglichkeiten vorbereitet. Aber — die Dauer der Kirche Christi, das ist „der ganzen Gemeinde des christlichen Volkes, welches verstreut ist über die Welt", ist nicht notwendig die Dauer dieser oder jener eben bestehenden Institution. Nach jedem Kampf, den sie in früherer Zeit bestanden, blieb ihr schließlich als Merkmal desselben eine neue Form, in der sie sich den Verhältnissen angepaßt hat.

Die beiden, für uns ja selbstverständlichen Sätze, daß die Entwicklung der Verfassung der christlichen Kirche eine allmähliche war, und daß die Elemente, aus denen sich diese Verfassung gebildet hat, schon vorhanden waren in der menschlichen Gesellschaft, bringt Hatch zu konsequenter Anwendung. Er findet demgemäß den sichern Ausgangspunkt für die Untersuchung der Verfassungsverhältnisse der Kirchen im Altertum nicht in der Lehrgeschichte, sondern in der sozialen und politischen Stellung der Gemeinden im römischen Reiche, bezw. in den Veränderungen derselben. Die Bezeichnungen der verschiednen Aemter, die in der Kirche allmählich aufgetaucht sind, vergleicht er mit den gleichlautenden Bezeichnungen außerhalb der Gemeinden und gewinnt durch eine vollständige Induktion ein deutliches Bild von der Lage der Kirche in den verschiednen Jahrhunderten. So kommt er zu einer neuen Auffassung von dem Ursprunge des Episkopats und von dem ursprünglichen Verhältnis desselben zum Presbyterat. Für ein näheres Eingehen auf die Sache ist hier nicht der Ort. Hatch macht die bischöfliche Kirchenverfassung, deren göttliche Stiftung und heilsvermittelnde Bedeutung dem Anglikaner ein Glaubensartikel ist, zum erneuten Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung, und zwar mit den Mitteln, welche die Gegenwart bietet. Was dem Anglikaner ein in sich ruhendes, feststehendes Dogma ist, stellt Hatch in den Fluß der Geschichte hinein und sucht es als Ergebnis einer geschichtlichen Entwicklung zu begreifen, die unter göttlicher Leitung sich vollzieht und göttlichen Zwecken dient, deren Erscheinungen aber von einer Zeit zur andern sich ablösen. Es läßt sich denken, wie scharf der Kampf und Gegensatz war, auf den Hatch bei der hochkirchlichen Partei stieß, deren Ein und Alles die apostolische Succession des Episkopats ist, wie freudig hingegen seine Forschungen von den großen Dissenterkirchen Englands begrüßt wurden. Freundliche Beziehungen zu den letztern, Wertschätzung ihrer als unentbehrlicher, segensreicher Faktoren in dem religiösen Leben des englischen Volkes war auch für Hatch etwas Selbstverständliches, das er bis in die letzten Monate seines Lebens gern bethätigte. Bezeichnend ist in dieser Richtung seine Aeußerung:

Es scheint, als ob in jener großen Weltrevolution, die sich selbst durchzusetzen im Begriffe ist, alle Ordnungen, sowohl die kirchlichen als die bürgerlichen, wie in den ältesten Kirchen mehr oder weniger demokratisch sein müssen; und es ist die bezeichnendste Erscheinung in der neuesten Geschichte des Christentums, daß innerhalb der letzten hundert Jahre viele Millionen aus unserm Volk und aus unsrer Kirche, ohne von dem alten Glauben abzuweichen, sich dem unelastischen Gefüge der alten Verfassung entzogen und eine neue Gruppe von Gesellschaften gebildet haben auf der Grundlage eines enger geschlossnen Bruderbundes und einer nahezu vollkommnen Demokratie.

Hatch ist aufs tiefste durchdrungen von dem Ernst der Zeiten.

Schon hört man den Donner in den Lüften, und die Zeit, die heraufsteigt, ist eine Zeit des Sturmes. Unter der Oberfläche der Gesellschaft sind Erscheinungen vorhanden, deren Bedeutung schwerlich unterschätzt werden kann. Zu den Problemen, welche diese Erscheinungen stellen, besitzt das Christentum den Schlüssel. Die noch unerfüllte Mission desselben ist, auf der Grundlage der Brüderlichkeit die Gesellschaft neu zu bauen. Was es zu thun hat, das thut es und wird es thun in und durch eine Organisation der Gesellschaft. Wie es zugleich im tiefsten individualistisch und im tiefsten sozialistisch ist, so ist seine Tendenz auf Assoziation nicht sowohl eine zufällige Erscheinung in seiner Geschichte, als vielmehr ein wesentliches Element seiner Eigenart. Es vergeistigt jenen unüberwindlichen Trieb, der den Menschen zum Menschen zieht, und erhebt die gesellschaftliche Verbindung der Menschen über die Konvention hinaus in den Bereich des Notwendigen. Aber die Formen der Organisation sind der Arbeit der Menschen überlassen. Dir und mir und unsersgleichen ist in dieser langen Zeit die Aufgabe anvertraut — eine furchtbare Verantwortung und ein herrlicher Beruf zugleich —, diese gegenwärtige Welt zu einer christlichen Gesellschaft umzubilden, den Sozialismus, der da ruht auf der Voraussetzung widerstreitender Interessen, umzuwandeln in den Sozialismus, der sich gründet auf dem Bewußtsein einer geistigen Einheit, und die verstreuten Kräfte eines geteilten Christentums zu vereinigen zu einer Verbindung, in der die Verfassung weniger Bedeutung haben wird als der brüderliche Zusammenschluß in Einem Geist und der Glaube an Einen Herrn, — zu einer Gemeinschaft zu vereinigen, so umfassend wie das menschliche Leben, so tief wie die menschliche Not, — zu einer Kirche, die selbst den goldnen Glanz ihres Morgens durch die Strahlen ihres ewigen Mittags überglänzen soll.

*) Aus Anlaß der sogenannten Bampton Lectures, die Hatch 1880 gehalten, hatte er die Resultate seiner Forschungen in Form von Vorlesungen gegeben.

Es ist sicherlich nicht bloß ein unbestimmter, humanitärer Idealismus, der aus diesen Worten spricht, sondern ein tief christlicher Sinn, erzogen in der Schule des Lebens. Im Jahre 1835 geboren, hat Hatch nach Empfang der geistlichen Weihen die ersten Schritte ins Amt gemacht im Ostende von London, jener hohen Schule für das Studium des menschlichen Elends und für praktisch kirchliche Thätigkeit; ein offenes Herz für alle modernen Bewegungen, die auf das Wohl der Armen gerichtet waren, hat er sich von da ab stets bewahrt. Später übernahm Hatch eine Lehrstelle an einem College zu Toronto in Kanada; 1867 kam er nach Oxford als Vizeprinzipal von St. Mary Hall. Schließlich wurde er Rektor von Purleigh in Essex und Professor der Kirchengeschichte in Oxford. Als solcher ist Hatch am 10. November vorigen Jahres gestorben, als er eben anfing, die Früchte seiner Arbeit zu ernten. Er soll zuletzt noch mit zwei Werken beschäftigt gewesen sein, mit der Herausgabe der Hibbert-Lectures von 1887, die den Zusammenhang zwischen der griechischen Philosophie und dem Urchristentum behandelten, und mit einer Konkordanz zu der Septuaginta. C S

Volksbühne und Nationaltheater

3. Die Reformvorschläge

So weit wir uns auf dem Boden der Kritik unsers heutigen Theaters bewegen, wird, wie mir scheint, ein Einverständnis leicht zu erzielen sein. Die Schwierigkeit der Verständigung beginnt erst in dem Augenblicke, wo es sich um positive Reformvorschläge handelt, d. h. also, wo uns das Idealbild einer ganz neuen Volksbühne entgegentritt. Schon sind über die Frage, ob und wie dieser Traum zu verwirklichen sei, ganze Ströme von Tinte vergossen worden, aber man kann nicht eben sagen, daß dadurch in den Wirrwarr der Meinungen einige Klarheit gekommen ist. Auf der einen Seite überschwängliche Wünsche und Hoffnungen, die nicht selten vom Boden der Wirklichkeit allzuhoch auffliegen, auf der andern Seite ein skeptisches Lächeln oder ein unnötiges Sichereifern, und hüben und drüben auch bei dieser Erörterung wieder einmal die Bestätigung des alten Satzes, daß die Menschen meist nur diejenigen für einsichtsvoll halten, die ihrer Meinung sind.

Nach zwei Richtungen bewegen sich diese Reformvorschläge für eine deutsche Volksbühne. Die einen sind noch verhältnismäßig zahm; sie wollen den stehenden Theatern und den Berufsschauspielern nicht schlankweg den Garaus machen, aber sie wirtschaften dann freilich innerhalb der alten Musentempel um so radikaler, indem sie das alte Repertoire, das klassische voran, durch ein ganz funkelnagelneues, ein „echt volkstümliches" zu ersetzen bestrebt sind. Die andern dagegen gehen gewaltsamer vor: sie bauen ihre Volksbühne neben die stehenden Theater, an denen doch nichts mehr zu retten ist; sie wollen das Volk selbst zur Mitwirkung heranziehen, und auch sie wollen überdies eine ganz neue Litteratur schaffen, die in ganz besonderm Sinne als national und als volkstümlich bezeichnet wird.

Die bisherigen Versuche in der erstern Richtung dürfen als gescheitert betrachtet werden. Wenigstens haben die Erfahrungen, die der Wiener Hans Pöhnl mit seinen „Volksbühnenspielen" auf dem Hoftheater in München gemacht hat, weitere Nachfolger abgeschreckt. Zwar hatte diesen seltsamen Dichtungen (Der arme Heinrich; Die schöne Magelone; Gismunda; Ritter Staufenberg und die schöne Meerfei; Der liebe Augustin) kein Geringerer als der alte, verdienstvolle Germanist Rochholz seinen Wandersegen mit auf den Weg gegeben:

Abschied müssen nehmen
Altklassische und neuromantische Schemen,
Der Gallizismus und die Mantelstücke,
Das Parthenon zusamt der Tiberbrücke —
Und wiederkehrt, wies seit Hans Sachs gefiel,
Das ernsthaft lächelnde Volksbühnenspiel —;

aber dessen ungeachtet hat das Experiment, durch Anknüpfen an die Unbeholfenheit des wackern Nürnberger Meisters das Theater zu einem „nationalen Bildungsinstitut" zu machen, wie recht und billig gründlich Fiasko gemacht. Wer überhaupt sehen will, hat es hier lernen können, daß uns damit gar nichts geholfen ist, wenn einer, der nicht imstande ist, eine gute Komödie zu schreiben, im Schweiße seines Angesichts ein „Volksbühnenspiel" zusammenklaubt und sein dichterisches Unvermögen mit der Flagge einer gewollten nationalen That zu decken sucht.

Weit beachtenswerter und bedeutsamer ist der aus den Lutherfestspielen erwachsene Gedanke einer neben dem stehenden Theater zu errichtenden Volksbühne, wie ihn zuerst Hans Herrig in seinem lesenswerten Büchlein über „Luxustheater und Volksbühne" (Berlin, Friedrich Luckhardt, 1887) entwickelt hat. Die Schrift ist von einem herzerquickenden Idealismus durchleuchtet, und es bleibt ihr das Verdienst, eine Frage angeregt zu haben, die, mag man sich schließlich zustimmend oder ablehnend zu ihr verhalten, immerhin der ernstesten Erwägung würdig ist. Herrig ist schroff und einseitig in der herben Ablehnung alles Bestehenden: das Theater, so wie es ist, ist keine Volksbühne, sondern ein Luxusinstitut; es ist auch nicht mehr reformfähig, sodaß für das Volk überhaupt nichts mehr von ihm zu hoffen ist. Allerdings will er selbst diese Schlußfolgerungen seiner Betrachtungen nicht zugeben. In zahlreichen Aufsätzen und vor allem in der beachtenswerten Vorrede zu seinem „Kolumbus" hat er ausdrücklich dagegen Verwahrung eingelegt. Und doch versichert er einmal über das andremal, daß die bisherige Form des Theaters sich überlebt habe, daß es einer Wandlung nach dem Erhabenen nicht mehr fähig sei, daß es aus einem Tempel der Kunst für das Volk zu einem blendend aufgeputzten Vergnügungslokal für eine geputzte Gesellschaft geworden sei. Und doch blickt er von der idealen Höhe seiner Volksbühne mit einer gewissen mitleidigen Geringschätzung auf das eitle und nichtige Vergnügen herab, das jenes Luxustheater allein zu gewähren vermag, sodaß man ihm schwerlich Unrecht thun wird, wenn man noch um einen kleinen Schritt folgerichtiger ist als er selbst, und das, was er zwischen den Zeilen deutlich genug andeutet, in ein paar bündige Worte zusammenfaßt.

Aber da nun unzweifelhaft eine „Lücke im Volksleben" vorhanden ist, so gelangt Herrig zu dem Hinweis auf jenes Volksschauspiel, von dem er uns in seinem „Luther" eine erste Probe gegeben hat. Dieses von Bürgern selbst dargestellte Schauspiel sei — so meint er — das Neue, das allenthalben in Deutschland nach Leben und Bethätigung ringe. Weg deshalb mit den Berufsschauspielern, denen ja doch mit wenigen Ausnahmen der ideale Sinn mangle, und dafür die Gründung dilettantischer Spielgenossenschaften; weg mit dem Ausstattungsnaturalismus und dafür das Zurückgreifen auf die puritanische Einfachheit der altenglischen Bühne; fort mit allen den Schranken, die das Kunstwerk von dem Publikum trennen, damit das ganze Publikum ohne Gage mitspielen kann. Wir bauen eigne Volksbühnen mit Sängerpodium und Orgel, damit auch Orgelklang und Chorgesang, für den wir ja in den Gesangvereinen die breiteste Grundlage besitzen, an der Aktion teilnehmen können.

Und schneller, als der Verfasser dieses schönen und idealen Planes wohl selbst geahnt haben mochte, ist es ihm vergönnt worden, die Probe auf das Exempel zu machen. Denn schon in demselben Jahre folgte seinem Plane ein andrer, der auf einen bestimmten Ort zugeschnitten und an dessen Verwirklichung bei der bekannten Opferwilligkeit seines Urhebers schon damals nicht zu zweifeln war. Und heute steht bereits der stolze Bau des Volkstheaters und Festhauses nach den schönen Entwürfen Otto Marchs in Worms fix und fertig da, eingeweiht am zwanzigsten November vorigen Jahres durch ein neues Festspiel Hans Herrigs „Drei Jahrhunderte am Rhein," ausgezeichnet durch den Besuch des deutschen Kaisers, umgeben von der Teilnahme aller, die für die ernsthafte Pflege volkstümlicher Kunst ein warmes Herz haben.

Von Erfahrungen freilich können wir zunächst noch nicht reden, und ihre Daseinsberechtigung, sowie ihre Lebensfähigkeit wird diese Volksbühne erst noch zu erweisen haben. Wir müssen zunächst noch ruhig abwarten, wie weit sie das ihr vor-

gezeichnete Programm wird erfüllen können, und sind bis dahin eben nach wie vor auf Programm und Verheißungen angewiesen, wenn wir die Frage beantworten wollen, ob diesem in der Volksbühne verkörperten Gedanken wirklich eine gesunde innere Kraft innewohnt.

Es ist beachtenswert — und wir werden damit auf den Ausgangspunkt unsrer Betrachtungen zurückgeführt —, daß dieser Plan auf demselben Boden erwachsen ist, auf dem einst das Herrigsche Lutherfestspiel seine erste Probe bestanden hat, und daß er ausgegangen ist von demselben Manne, der jenes damals angeregt und durch sein tapferes Eintreten für die gute Sache jene glänzenden Wormser Festtage im Lutherjahre ermöglicht hat. In seiner so erfreulichen wie beherzigenswerten Schrift: Ein städtisches Volkstheater und Festhaus in Worms (Worms, Verlag von Julius Stern, 1887) hatte Friedrich Schön zuerst den Plan eines dort zu errichtenden Volkstheaters des Nähern ausgeführt, indem er an die Vorschläge anknüpfte, die Richard Wagner im Jahre 1851 für das Züricher Theater entworfen hatte. Oper und Ballet — so führte er in dieser Programmschrift aus — seien natürlich von vornherein auszuscheiden; das Volkstheater solle sich ausschließlich auf das Schauspiel beschränken. Und hierzu gehöre vor allem auch das von Bürgern selbst dargestellte Volksschauspiel, für das Herrigs Lutherfestspiel als eine glänzende Probe gelten könne. Solle es mit diesem einen Stücke sein Bewenden haben, oder wäre es nicht schöner, dieser Fähigkeit und diesem Bedürfnis durch eine besonnene Organisation zu Hilfe zu kommen, diesen schönen Trieb zu hegen und zu entwickeln? Wäre es nicht herrlich, wie dort einen konfessionellen, so nun auch häufiger gemeinsam vaterländische oder städtische Stoffe aus unsrer großen Vergangenheit vorzuführen? Aber wohlweislich will Schön diese Volksschauspiele doch nur von Zeit zu Zeit veranstalten, da er sich wohl der Gefahr bewußt ist, daß solche Spiele durch allzu große Häufigkeit gründlich entwertet werden, und daß dann auch hier all das trübe Drum und Dran unsrer Liebhaberbühnen unvermeidlich sich anhängen muß. In der Zwischenzeit sollen dann durch Berufsschauspieler in sorgfältiger Auswahl gute, klassische Stücke zur Aufführung gelangen, ein Auskunftsmittel, das um so notwendiger erscheint, da ja für jenes Volksschauspiel die Dichtungen erst zu schaffen wären, und wir dem Verfasser doch nicht so ohne weiteres beipflichten möchten, daß Stoff dazu in „überreicher Masse“ vorhanden sei.

An der praktischen Ausführbarkeit dieses Planes ist nicht zu zweifeln. Das Schönsche Programm rechnet besonnen und nüchtern immer mit praktischen Möglichkeiten, während es dabei doch unbeirrbar das letzte ideale Ziel im Auge behält. Es wird sich demnach nun zeigen müssen, ob dort in der alten Lutherstadt wirklich der Boden für eine solche öffentliche und gemeinsame Pflege des Idealen vorhanden ist, und es wird sich zeigen müssen, ob hier wirklich eine Neugestaltung unsers Bühnenwesens sich anbahnt. Und es wird natürlich jedermann von Herzen wünschen, daß sich dieses Unternehmen nicht als holde Täuschung erweise, sondern daß das Festspielhaus in Worms wirklich als Denkmal eines gesunden Fortschritts unsrer deutschen Kunst emporragt, den Bürgern zur Freude, der Kunst zum Frommen, der Stadt zur Ehre. Es wird sich jedermann von Herzen freuen über die Opferwilligkeit und den idealen Sinn eines städtischen Gemeinwesens, das der volkstümlichen Kunst eine bleibende Stätte errichtet hat und ihr eine ernsthafte Pflege zu widmen entschlossen ist, und wird mit den hochherzigen Gründern hoffen und wünschen, daß dem Unternehmen frischer Wind und heller Sonnenschein in reichstem Maße beschert sei.

W K

Verschiednes

(Todesfälle) Am 7. Februar starb nach langer qualvoller Krankheit der Bremer Domprediger D. Rudolf Schramm, ein Vorkämpfer und Wortführer des Protestantenvereins, dessen Bekenntnis er in seiner Schrift „Unser Glaube“ niedergelegt hat. Geboren am 28. Juni 1837 zu Brüssow in der Uckermark, diente er in Rummelsburg (Berlin) und in Königsberg (Neumark) der preußischen Landeskirche, wurde 1869 Hofprediger in Arolsen und ging 1875 von da nach Bremen. — Am

11. Februar starb zu Berlin der Ehrenpräsident des deutschen Protestantenvereins, Heinrich Kochhann, früherer Stadtverordnetenvorsteher und Ehrenbürger Berlins, geboren am 11. Mai 1805. — Am 29. Januar verschied der evangelische Bischof in Preßburg, Superintendent des Kirchendistrikts A. C. diesseits der Donau, D. Ludwig Geduly, ein viel bewährter und viel ausgezeichneter Mann: 1865 Reichsratsabgeordneter der Stadt Preßburg, in der er dreiunddreißig Jahre gewirkt hat, als Bischof Mitglied des Oberhauses, geboren am 17. März 1815 zu Nyitra-Szerdahely.

K

(Eine „Neue Kirchliche Zeitschrift“) erscheint unter eben diesem Titel seit Anfang dieses Jahres in Erlangen. An ihrer Spitze trägt sie die Namen des Professors Frank in Erlangen und des Oberkonsistorialrats Buchrucker in München. Man möchte zuerst geneigt sein, sie für ein spezifisch bayrisches Organ zu halten. Denn außer dem bayrischen Herausgeber sind noch neun Mitarbeiter aus Bayern aufgeführt. Doch zählt sie solche noch mehr in andern Ländern, beispielsweise die Professoren Klostermann in Kiel, König in Rostock, Kübel in Tübingen, Schmidt in Breslau, Volk in Dorpat. Vermutlich bedeutet sie eine Wiederbelebung der Zeitschrift für Protestantismus und Kirche. An der Spitze steht ein sehr zeitgemäßer Artikel von Frank über „Lage und Aufgabe der gegenwärtigen kirchlichen Theologie.“ Man geht wohl nicht fehl, wenn man ihn, zumal er vorangestellt ist, als eine Art Programm der neuen Zeitschrift ansieht. Um deswillen sowohl als auch wegen des Interesses, das der Artikel an und für sich verdient, sei er in Kürze skizzirt. Er hat folgenden Inhalt.

Die Ströme des Glaubens, welche die kirchliche Erweckung im ersten Viertel unsers Jahrhunderts entfesselte, beginnen zu verlaufen und zu trocknen. Die widerchristlichen Strömungen hingegen nehmen mächtig zu. Unter solchen Verhältnissen leidet vor allem die jüngere Generation. Schon die religiöse Vorbildung der künftigen Studirenden auf den Gymnasien trägt zu wenig Früchte, um so weniger, als die Religionslehrer oft gar nicht im unmittelbaren Verbande des Gymnasiums stehen, und die christliche Unterweisung einen viel zu systematisirenden Charakter trägt. „Die konkret-geschichtliche Seite des Christentums, der kirchlichen Entwicklung, des Bekenntnisses, der christlichen Lebensführung muß hier in den Vordergrund treten, damit man daran die Substanz des Glaubens, der christlichen Wahrheit erfasse.“ Ferner hat der realistische Zug der Gegenwart eine Entfremdung von den „überweltlichen Realitäten des christlichen Glaubens“ herbeigeführt, unter der besonders die Studirenden der Theologie zu leiden haben. Zwar ist nach der Kantischen Philosophie die Möglichkeit der Erkenntnis des Sinnlichen nicht größer als beim Uebersinnlichen. Aber das Sinnliche drängt sich doch dem Menschen fort und fort auf, dahingegen das Uebersinnliche, indem es nicht mit solcher Regelmäßigkeit und Notwendigkeit in den Bereich der Erfahrung herantritt, damit zugleich außer Kredit kommt. Mit dieser Eintrocknung der geistlichen und sittlichen Erfahrung hängt der Anklang zusammen, den Ritschls Theologie, „welche nach allen Seiten eine Verdünnung und Verflachung der christlichen Glaubenswahrheit darstellt,“ unter der theologischen Jugend gefunden hat. Auch eine unverkennbare Ernüchterung in dem religiösen Leben der Prediger und Gemeinden, das Verschwinden solcher christlich-kirchlichen Kreise, wie sie sich um Löhe, Harms u. a. bildeten, führt sich auf jenen Hauptmangel zurück. Desgleichen die unionistische Richtung der neuen lutherischen Theologie und ihrer Vertreter.

Hingegen sind noch Früchte und Ueberbleibsel der frühern Erweckung: das Vorhandensein und der Aufschwung derjenigen kirchlichen Theologie, die an dem Erbe der Väter festhält, der rege Eifer in Werken der äußern und innern Mission. Man verquicke diese nur nicht mit andersartigen Interessen, nationalen, kolonisatorischen, politischen, konservativen oder sozialistischen, mit der Förderung der „Volkskirche“ oder des „christlichen Staates.“ Man muß davor um so mehr auf der Hut sein, als die „Deferenz gegen die Intentionen des Staates und seiner jeweiligen Lenker“ von jeher die größte Schwäche unsrer Kirche war.

Gegenüber allen Mängeln des kirchlichen Lebens und der kirchlichen Wissenschaft, auch gegenüber dem Ueberwuchern des Katholizismus, gegen den der Kampf erschwert wird durch eine Bundesgenossenschaft, die mehr oder weniger bloß in der Negative mit uns einig ist, heißt es: Vorwärts zu neuem geistlichen Leben! Vorwärts auch in der Theologie. Ein neues Dogma brauchen wir nicht. Nur „theologischer Unverstand“ ist es, „der das kirchliche Bekenntnis für ein willkürliches Gemächte hält und neuerdings bis zu der thörichten Forderung eines neuen Dogmas vorging.“ „Die von einem neuen Dogma reden, thäten besser, zu schweigen und zu lernen, statt durch unreifes Gerede die Kirche zu verwirren.“ Aber innerhalb des kirchlichen Bekenntnisses giebt es offene Fragen genug, zu deren Beantwortung die Freiheit des Kampfes unerläßlich ist. Die Freiheit des theologischen Streites ist eine zwar nicht gefahrlose, aber in der Natur der Sache liegende notwendige Forderung.

So weit Frank. Unsre Mitleser erkennen, daß sich die „Neue Kirchliche Zeitschrift“ in mehrfacher Hinsicht in Gegensatz zu der Christlichen Welt stellt und stellen wird. Wir bedauern das nicht. Es ist vielmehr unser Wunsch, daß, wie die Christliche Welt sich dahin bemüht, auch die neue Zeitschrift in recht positiver, lebensvoller, aus Glaube und Liebe geborner Rede in den heiligen Wettkampf um Wiederbelebung des ermatteten Glaubens eintrete. Fast möchte es einen bedünken, als ob einige der oben angeführten Ausdrücke Franks schon hart an der Grenze des in sachlichem Streite Erlaubten stünden. Eine offenbare Unrichtigkeit muß es geradezu bezeichnet werden, wenn Frank sagt, daß diejenigen, welche die Forderung eines neuen Dogmas erheben, das alte für ein willkürliches Gemächte halten. Kaftan und die Christliche Welt wenigstens sind davon weit entfernt.

Für diejenigen unter uns, die Zeit und Lust haben, die neue Zeitschrift zu lesen, sei bemerkt, daß sie in monatlichen Heften erscheint und jährlich 10 Mark kostet. Die Themata, die das erschienene erste und das seinem Inhalte nach bereits angekündigte zweite Heft enthalten, sind vielversprechend und greifen ins Volle der Gegenwart hinein. Es kommen unter anderm zur Behandlung: Das deutsche Reich und der römische Stuhl; Die Ehen zwischen Protestanten und Katholiken; Glaube und Dogma; Redemptoristen und Jesuiten.*) M K

(In der katholischen Paulinusdruckerei) zu Trier liegt, wie man mitteilt, zur Versendung bereit: Der „Papist" Shakespeare im Hamlet. Von J. Spanier. Preis Mk. 1.20.

P. Baumgartner, S. J.**), berühmt durch seine Schriften über Goethe, Lessing 2c., schreibt über vorliegende Arbeit: Ich kann sie empfehlen, 1) als einen sehr gründlichen Versuch, den Hamlet von Shakespeares katholischem Standpunkt [!] aus zu erklären, 2) als eine überhaupt fesselnde Studie über die Beziehung des Stückes zur sogenannten „Reformation," zur modernen Welt, 3) als Ausführung einer Hypothese, welche durch die Schrift selbst die größte Wahrscheinlichkeit gewinnt, 4) als eine Schrift, die jedenfalls viele Leser finden und vielleicht sogar gehöriges Aufsehen machen wird.

Auf das letzte kommt es offenbar am meisten an.

(Von der ehemaligen Freundschaft zwischen den Konfessionen) erzählte nach der „Kirchlichen Korrespondenz für die deutsche Tagespresse" Professor Kawerau am 27. November auf einer Versammlung des Evangelischen Bundes in Hamburg: Mein Großvater als Direktor einer evangelischen Schulanstalt erhielt von einem katholischen Bischof die Erlaubnis, auch die katholischen Schüler in biblischer Geschichte zu unterrichten und nur der Katechismusunterricht wurde getrennt geteilt. Vor etwa 40 Jahren hat ein katholischer Dozent an der Universität Tübingen in einem wissenschaftlichen Werk ein herrliches Wort über die Pastoraltheologie von Claus Harms ausgesprochen. Er hatte an dem Buch und an der sich darin aussprechenden Persönlichkeit des gläubigen Christen solches Wohlgefallen, daß er den Zöglingen der katholischen Priesterseminare riet, es zu lesen, mit dem Zusatz, niemand werde es ohne Segen aus der Hand legen."

(Aus Balthasar Schupps Ninivetischem Lustspiel) „Wenn ich gedenke an das Gezänk, das heutigs Tags unter unsern Theologis in Deutschland ist, da es einer mit den Helmstättern, der andre mit den Wittenbergern und Leipzigern hält, so erinnere ich mich alsbald an den Kürbisstreit, davon die gewaltigen Männer Augustinus und Hieronymus einen so grossen Allarm gemacht, und betrachte, daß zu aller Zeit die vornehmste Lehrer der Kirchen auch Menschen gewesen seyn und ihre Gebrechen gehabt haben. Drumb sollen wir uns nicht befrembden oder ärgern lassen, wenn noch heutiges Tages offt über geringe Sache, Zwyspalt unter den Gelehrten entstehet. Die Sache wär oft zu vergleichen, wenn nur die Leute zu vergleichen wären."

Aus dem interessanten Werk von Prof. Theodor Bischoff, Johann Balthasar Schupp (Nürnberg, Ballhorn 1890), das wir bei diesem Anlaß empfehlen. D-Fr

Quittung

Für die evangelische Gemeinde in Sofia: je 5 Mk. von P S, Hardegsen und vom Frauen- und Jungfrauenverein zu Dyhernfurth.

Besten Dank! Und die Bitte an alle opferwilligen Freunde unsers Blattes und der Gemeinde Sofia, mir in der nächsten Zeit die Hände für Sofia ein wenig zu füllen, damit ich eine etwas reichlichere Beisteuer für die von der deutschen Politik so unfreundlich behandelte Gemeinde abgehen lassen kann. D H

Berichtigung

In die vorige Nr. 7 haben sich, vornehmlich in die Stücke, die der Redaktion nicht zur Korrektur vorgelegt werden konnten, eine Menge peinlicher Druckfehler eingeschlichen, die wir zu entschuldigen bitten. Es seien wenigstens die sinnstörenden hier richtig gestellt.

Sp. 151, Z. 23 lies: Das ist nicht unsre Sache für: Das ist unsre Sache.

Ebenda, Z. 45 lies: auch so ein großer Zug an ihnen für: auch sei ein großer Zug an ihnen.

Ebenda, Z. 51: Es muß sich doch nachgerade auch dem Widerwilligen.

Sp. 152, Z. 18: gewaltsame für gewaltige.

Sp. 163, Z. 20 v. u.: Mängel für Männer.

Sp. 164, Z. 31: Absterben statt Altertum.

*) Etwas ganz Aeußerliches. Sehr störend ist, daß man auf elf Seiten die Ueberschrift lesen muß: Das dritte Kapitel des Johannes-Evangelium. Es heißt: Evangeliums, oder mit den Alten zu reden: Evangelii. D H

**) D. i. Jesuit.

Verantwortlicher Herausgeber:
Pfarrer Lic. Martin Rade in Schönbach bei Löbau in Sachsen.

Anzeigen

Deutsches Wochenblatt.

Unter Mitwirkung hervorragender Parlamentarier und namhafter Vertreter der Wissenschaft und Litteratur

herausgegeben von

Dr. Otto Arendt,

Mitglied des Hauses der Abgeordneten.

Das „Deutsche Wochenblatt" will alle Seiten unseres nationalen Lebens in den Kreis seiner Betrachtung ziehen. Die weitreichenden Beziehungen, über die das „Deutsche Wochenblatt" verfügt, ermöglichen, die Tagesfragen der Politik, der Staats-, Kriegs- und Volkswissenschaft, wie der Litteratur und Kunst, in gleich bedeutender Weise in Originalaufsätzen zu behandeln.

Politisch ist die innere Festigung des Kartells der nationalen Parteien Aufgabe des „Deutschen Wochenblattes"; sein Programm läßt sich in die Worte zusammenfassen: „Maßhalten in den Zielen und Bestrebungen, aber rücksichtslose Thatkraft, wenn die höchsten Güter der Nation, die nationale Einheit, Monarchie und Verfassung, geistiger Fortschritt und wirtschaftliche Reform, von irgend einer Seite gefährdet sind."

Aus der großen Reihe hervorragender Mitarbeiter des Deutschen Wochenblattes, von denen bereits Aufsätze veröffentlicht wurden, nennen wir

die Abgeordneten:

Dr. Andrae,
Graf Hermann Arnim-Muskau,
Geimrat **Dr. Drechsler**-Greifswald,
Hennig-Greiz,
Wilh. von Kardorff-Wabnitz,
Landgerichtspräsident **Krah,**
Kulemann-Braunschweig.
Freiherr von Minnigerode,
Graf von Mirbach-Sorquitten,
Oekonomierat **Nobbe,**
Polizeipräsident **von Rheinbaben,**
von Tiedemann-Bomst,
Freiherr von Zedlitz und Neukirch,

ferner

die Professoren:

Willibald Beyschlag-Halle,
J. Conrad-Halle a. d. Saale,
Ernst Curtius-Berlin,
von Duhn-Heidelberg,
Endemann-Königsberg,
Missionsdirektor **Friedrich Fabri**-Bonn,
L. Goldschmidt-Berlin,
Eberhard Gothein-Karlsruhe,
Hasbach-Königsberg,
Alfred Kirchhoff-Halle,
Kleinwächter-Czernowitz,
Knoll-Prag,
Krohn-Kiel,
Laband-Straßburg,
von Lilienthal-Zürich,
von Liszt-Marburg,
Otto Mayer-Straßburg,
Karl Joh. Neumann-Straßburg,
Paasche-Marburg,
Paulsen-Berlin,
von Philippovich-Freiburg,
Robert Pöhlmann-Erlangen,
Rosin-Freiburg,
J. Schlichting-Charlottenburg,
G. Schmoller-Berlin,
Schröer-Freiburg,
Archidiakon **Scholz**-Berlin,
E. Struck-Greifswald,
Thudichum-Tübingen,
Vaihinger-Halle,
Philipp Zorn-Königsberg,

ferner:

Geh. Bergrat **Arndt**-Halle,
Oberlehrer **Dr. Cauer**-Kiel,
Regierungsrat **Evert,**
Theodor Fontane.
Maj. **Dagobert v. Gerhardt** (Amyntor),
Dr. Otto Girndt,
Ministerialpräsident a. D. **Grimm,**
Dr. Rob. Hessen,
Dr. Irmer-Hannover,
A. Leue-Dar-es-Salaam,
Unterstaatssekr. **Dr. Georg von Mayr,**
Privatdozent **Dr. Mataja**-Wien,
Dr. Mehnert, Mitgl. d. 2. sächs. Kammer,
Dr. Carl Peters,
Dr. F. Poske,
Paul Reichard,
Staatsminister a. D. **Dr. Albert Schäffle,**
Dr. Schroeder-Poggelow,
Dr. Georg Schweinfurth,
Reichsrat **Steinwender**-Wien,
Oberlandesgerichtstat **Vierhaus,**
Graf von Wilamowitz-Möllendorff,
Reichskomm. Major **Herm. Wissmann,**
Regierungsrat Dr. jur. **Zacher.**

Wöchentlich erscheint eine Nummer, $1^1/_2$ Bogen 4^0 stark.

Bestellpreis für das Vierteljahr Mk. 3.— Die neu hinzutretenden Abonnenten erhalten die bereits erschienenen Nummern des betreffenden Vierteljahres kostenfrei von der Expedition nachgeliefert.

Bestellungen auf das „Deutsche Wochenblatt" nehmen entgegen: Die Expedition des „Deutschen Wochenblattes", Walther & Apolant, Berlin W., Markgrafenstraße 60, sowie alle Buchhandlungen und Postämter. Das „Deutsche Wochenblatt" ist in der deutschen Postzeitungs-Preisliste für 1889 unter Nr. 1694 eingetragen.

Probenummern werden von der Expedition des „Deutschen Wochenblattes" (Berlin W., Markgrafenstraße 60) unentgeltlich versandt, es ist also Jeder in der Lage, durch eine Postkarte sich in den Besitz einer Nummer des „Deutschen Wochenblattes" zu setzen und sich von dessen Reichhaltigkeit selbst zu überzeugen.

Im Verlage von **M. L. Matthies** in **Berlin** N., erschien soeben:

Was lehren uns die Erfahrungen, welche andere Völker bei Kolonisationsversuchen in Afrika gemacht haben?

Von A. Merensky,
Missionssuperintendent.
Preis 60 Pfg.

Von allen Seiten warm empfohlen!

† **Goldene Ähren.** †

Tägliche Andachten aus Gottes Wort.

Gesammelt u. nach dem Kirchenjahre geordnet von G. Gericke. Mit Familien-Chronik. Geh. 6 Mk. Eleg. geb. 7,50 Mk. Mit Goldschnitt 8 Mk.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung, oder gegen Einsendung des Betrages portofrei von der Verlagsbuchhandlung **Fr. Richter** in **Leipzig.**

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig